

www.nyland.de nyland@nyland.de

Heinrich Maria Denneborg Lesebuch

Zusammengestellt und mit einem Nachwort von Dagmar Olasz-Eke



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 50

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek herausgegeben im Auftrag der Nyland-Stiftung, Köln, in Zusammenarbeit mit dem Westfälischen Literaturmuseum Haus Nottbeck und der LWL-Literaturkommission für Westfalen von Walter Gödden

Band 50

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über [http://dnb.ddb.de] abrufbar. Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln, im Aisthesis Verlag © 2015 Nyland-Stiftung, Köln ISBN: 978-3-89528-913-2

Umschlaggestaltung: AWard Associates, Münster Druck: docupoint, Barleben Printed in Germany

Inhalt

Wie der Kasper lebendig wird	7
Kasperle und die Wunderblume oder Die alte Hexe Wackelzahn	11
Das tapfere Schneiderlein	21
Doktor Fausts Leben und Höllenfahrt	35
Der gestiefelte Kater	56
Das Spiel vom armen und vom reichen Mann	66
Der Ein-Zwei	83
Vorsicht beim Fratzenschneiden	85
Bonnie und Olli	86
Der kleine Herr Groß und der große Herr Klein	93
Tabak und Pflaumenkuchen	96
Eine Million für ein Wildpferd	99
Geschichten von Jussuf	103
Geschichten vom Eselchen Grisella	117
Geschichten von Jan und seinem Wildpferd Balthasar	126
Nachwort	158
Textnachweise	172

ر

Für Benjamin



H.M. Denneborg mit Kasper. Foto St. Thomas-Photohaus Dr. Schnizer, Neukölln, aus dem Nachlass Denneborg, Internationale Jugendbibliothek München

Wie der Kasper lebendig wird

Kasper spricht zum Puppenspieler:

»Ich bin der Kasper, und ich bin die Hauptperson im Kasperletheater. Manche Leute meinen, es müsste richtiger Handpuppentheater heißen. Denn es gibt auch Stücke, in denen kein Kasper vorkommt. Oder der Kasper heißt nicht Kasper, sondern Hans oder Hanswurst.

Als Lustige Figur erwähnt die Theatergeschichte meinesgleichen außerdem in allen Völkern und Zeiten. Meine Vorfahren und Vettern sind bekannt als Harlekin, Spaßmacher, Eulenspiegel und Pickelhering, als Guignol,

Ich bin also der Kasper. Und du hast dich dazu entschlossen, mit mir zu spielen. Noch bin ich nichts als ein kleiner Holzkopf in einem Narrenkostüm. Oder eine Kugel aus Pappmaché mit einem Puppenkleid.

Punch, Petruschka und wie sie sonst noch alle heißen.

Nimm mich auf die Hand, und erwecke mich zum Leben. Meinen Kopf steckst du auf den Zeigefinger. Mit dem Daumen und dem kleinen Finger fährst du in die Arme des Puppenkleidchens. Du kannst auch den Mittelfinger benutzen. Aber du merkst es bereits, das eine Ärmchen steht etwas hoch. Mit dem kleinen Finger ist die Haltung besser. Auch Puppen sollten Haltung haben. Versuche es mit dem kleinen Finger. Mittel- und Ringfinger drücke möglichst nahe an die Handfläche heran, sonst zeichnen sie sich im Puppenkleid ab und stehen wie Brustbeine heraus.

Nun kommt langsam Leben in den Puppenkörper. Versuche ein paar Bewegungen und Drehungen bei lockerem Handgelenk. Laß mich eine Verbeugung machen – du brauchst nur den Zeigefinger etwas einzuknicken. Jetzt gehe ein paar Mal mit mir im Kreis herum. Ja, richtig gehen, und im gleichen Rhythmus gehe ich mit, frisch und munter. Bitte, du trägst keinen Kerzenleuchter spazieren. Noch einmal: ja, und nun lebt dein Kasper!

Sprechen sollte ich noch. Oder laß mich zuvor singen. Auch dazu gehe mit mir im Kreis herum und singe nach der Melodie Hänschenklein klein das fröhliche Kasperlelied:

Trullalla, trullalla, Kasperle ist wieder da! Trullalla, trullalla, Kasperle ist da!

Was ich noch sagen wollte: Schon bei dieser ersten Übung solltest du mich auf erhobenem Arm halten. Und senkrecht dazu. Wieder an die Haltung denken. Dabei das Armgelenk locker und ganz leicht bewegen.

Singe das Kasperlelied noch einmal. Vielleicht die zweite Strophe. Ich werde dabei noch lustiger, sogar ein wenig übermütig. Das kommt auch in deiner und meiner Bewegung zum Ausdruck. Du läßt den Arm ein wenig schaukeln, ein wenig nur aus dem Lot geraten, und singst frisch drauflos:

>Und der Kasper freut sich sehr, Und die Kinder noch viel mehr! Trullalla, trullalla, Kasperle ist da!«

Nach diesem Lied solltest du dein Publikum ansprechen. Wie heißt doch die klassische Frage, mit der ich mich an die Kleinen (und auch an die Großen) wende: ›Seid ihr alle da?‹

Ach, vielleicht klingt es beim erstenmal ein wenig nach Textbuch und Ablesen. Sprich es noch einmal, aber frischer, lebhafter, mit einer kleinen Schleife am Ende: ›Sagt mal, Kinder, seid ihr alle da?‹

Und noch ein Dutzend Mal wenigstens. Ja, jetzt ist es beinahe echt. Und fast kasperlehaft. Ganz echt ist es, wenn du plötzlich spürst, daß du nicht mehr im Auftrage für die Kasperlefigur sprichst, sondern daß du selbst zum Kasper geworden bist.«



H.M. Denneborg, 1946, Halfmannshof Gelsenkirchen, Foto von Pressebild E. Söhngen, Gelsenkirchen, Nachlass Denneborg, Internationale Jugendbibliothek München

Kasperle und die Wunderblume oder Die alte Hexe Wackelzahn

Trullala, trullala, Kasperle ist wieder da! Trullala, trullala, Kasperle ist da!

Seid ihr alle da? Sind auch die schon da, die noch nicht da sind?

Dann kann es gleich losgehen!

Gespielt wird heute für kleine und große Leute:

Kasperle und die Wunderblume Oder Die alte Hexe Wackelzahn

Das ist der gute alte König. Den ganzen Tag muß er regieren. Das ist keine leichte Arbeit. Aber er ist ein glücklicher König, denn seine beiden Kinder bereiten ihm viel Freude.

Hier seht ihr die beiden Königskinder. Sie heißen Holdermund und Tausendschön.

Holdermund und Tausendschön wollen Blumen suchen. Auf der Wiese finden sie weiße und gelbe, rote und blaue Blumen. Holdermund aber sagt: »Weißt du, wo die schönsten Blumen stehen? Drüben am Waldrand. Laß uns dorthin gehen!«

Tausendschön fragt: »Zum Walde hin? Nein, ich fürchte mich!«

»Hab' keine Angst«, lacht Holdermund. »Nicht in den Wald hinein, – nur ein wenig den Hang hinan.«

Da! Es hat in den Zweigen geknackt.

Holdermund meint: »Das ist ein altes Weiblein, das hier Holz sammelt.«

Tausendschön erwidert: »Vielleicht ist es eine garstige Hexe? – Holdermund, ich fürchte mich. Ich werde mich verstecken.«

Die Hexe kichert: »Ich bin die alte Hexe Wackelzahn, ich locke alle schönen Kinder an, verzaubre sie in Vögelein und sperr sie in den Käfig ein!

Holdermund und Tausendschön hab ich eben hier gesehn. –

Ho, sie können sich noch so gut verstecken; ich werde sie doch finden, ich werde sie schon entdecken!

12

Hokus, pokus, eins, zwei, drei! Tausendschön, herbei, herbei! Schnell drei Zauberkreise ziehn, – jetzt kannst du nicht mehr entfliehn! Vogelmist und saurer Wein! Sei ein kleines Vögelein!«

Mit diesem Zauberspruch verwandelt die alte Hexe Wackelzahn Prinzessin Tausendschön in ein Vögelein.

Das Vögelchen will davonfliegen.
Die Hexe Wackelzahn streichelt mit ihrem
Zauberstab dreimal über die Flügel des
Vögelchens und kichert:
»Nun kannst du nicht mehr fliegen.
Nur noch hüpfen.«
Die Hexe sperrt das Vögelchen in einen
Käfig und trägt den Käfig ins Hexenhaus.

Holdermund hat das alles aus seinem Versteck mit ansehen müssen. Er eilt zum König, um Hilfe zu holen.

Der König wartet voller Ungeduld: »Die Uhr hat geschlagen, und Holdermund und Tausendschön sind immer noch nicht da. Der Kuchen wird trocken, der Kakao wird kalt, ach, kämen doch die Kinder bald!«

Da kommt Holdermund herbei. Er ist ganz außer Atem und spricht: »O Vater, wir wollten ja nicht fortlaufen. Wir wollten dir eine Freude bereiten und Blumen suchen. Doch sind wir zu nahe an den Wald gegangen. Da kam die alte Hexe Wackelzahn, hat Tausendschön gefangen, – hat Tausendschön in ein Vögelein verzaubert, – hat das Vögelein in einen Käfig gesperrt und den Käfig ins Hexenhaus getragen, O weh, o weh!«

»Holdermund! – Holdermund! Nun ist er in Ohnmacht gefallen. Was soll ich armer, alter König nur anfangen?

Tausendschön in ein Vögelein verzaubert, – Holdermund in Ohnmacht gefallen, – wer kann uns da noch helfen? Ob wohl Kasperle ...? Ja, der Kasper kann uns helfen.«

Der König ruft den Kasper herbei. Und Kasperle tröstet ihn: »Ich werde euch helfen, Herr König; ich gehe in den Wald hinaus, ich gehe ins Hexenhaus, ich gehe ins Hexenhaus hinein, ich werde das Vögelein befrein!«

Die Hexe kichert: »Ich bin die alte Hexe Wackelzahn, ich locke alle schönen Kinder an, verzaubre sie in Vögelein und sperr' sie in den Käfig ein!

Mein schönstes Vögelein könnt ihr hier in diesem Käfig sehn: das war einmal Prinzessin Tausendschön! –

14

Vögelein, singe mir ein fröhliches Lied!« Doch das Vögelchen mag kein fröhliches Lied singen. Es piepst und klagt mit traurigem Stimmchen. Die Hexe sagt: »Mein Vögelchen wird hungrig sein. Ich will ihm Hirsekörnchen geben, dann wird es schon ein fröhliches Lied singen. Vögelein nicht traurig sein! Vögelein, dich kann ja doch niemand mehr erlösen. Denn wer dich erlösen will, der müsste schon die Wunderblume finden. Aber es weiß ja niemand, wo die Wunderblume wächst. Und ich verrate es nicht. Ja, die Wunderblume wächst hinter den Bergen bei den Zwergen, – bei den Zwergen hinter den Bergen wächst die Wunderblume; aber das verrate ich nicht! Hihihi, ich bin eine schlaue Hexe! Vögelein, nicht traurig sein! Sollst es gut haben bei mir. Vögelein, singe ein fröhliches Lied! -«

Kasperle hat alles mit angehört und weiß, wie man Tausendschön erlösen kann.

Kasperle klettert über die Berge und sucht die Zwerge und sucht die Wunderblume. –

»Kasperle ist da! Kasperle ist da!« jubeln die Zwerge. »O, ihr müsst mir helfen«, bittet Kasperle.

»Ich will Prinzessin Tausendschön befreien. Ich habe es dem König versprochen. Wächst nicht in eurem Garten ein Kraut gegen die böse Hexe, die Tausendschön verzaubert hat?« »Ja, ja, die Wunderblume«, nicken die Zwerge und freuen sich. »Dreimal sollst du damit dem Vögelchen übers Köpfchen streicheln, und das Vögelchen ist erlöst!«

Das Vögelchen singt immer noch kein fröhliches Lied, es ist nur noch trauriger.

Das Vögelchen wird durstig sein, denkt die Hexe. Ich will zum Brunnen laufen und frisches Wasser holen.
Den Käfig stelle ich dort in die Ecke hinein. Und mein Hexentuch will ich über den Käfig breiten, damit niemand den Käfig finden kann. Ich bin eine schlaue Hexe, hihihi!

Mit dem Krug läuft die Hexe zum Brunnen.

Kaum ist die Hexe aus dem Haus, kommt Kasperle herein.

Wo mag das Vögelein sein? Er hört sein trauriges Singen, aber er sieht es nicht. –

Kasperle entdeckt den Käfig unter dem Hexentuch. Er holt das Vögelchen aus dem Käfig heraus. Und dreimal streichelt Kasperle dem Vögelchen mit der Wunderblume übers Köpfchen!

Da verwandelt sich das Vögelchen wieder in Prinzessin Tausendschön!

Kasperle und Tausendschön fallen sich vor lauter Freude in die Arme.

Kasperle ruft fröhlich aus. »Nun schnell nach Hause!«

Als die Hexe Wackelzahn mit dem Wasserkrug ins Hexenhaus zurückkehrt, sagt sie:

»Frisches, klares Wasser für mein Vögelein! Aber erst soll mir mein Vögelein ein frohes Liedchen singen.«

Die Hexe stellt den Käfig auf den Tisch.

»Vögelchen sing! - Singe!«

Da entdeckt die Hexe Wackelzahn, daß der Käfig leer ist.

»Nun werden mich alle Kinder auslachen«, jammert die alte Hexe Wackelzahn. »Aber wartet nur, wenn ihr mich auslacht, verzaubere ich euch in Regenwürmer!«

Wieder hat die Uhr Geschlagen, und Kasperle ist immer noch nicht zurück! Aber als der König zum Fenster hinausschaut, erblickt er Kasperle und Tausendschön. Voller Freude ruft er: »Sie kommen! Kasperle und Tausendschön!«

Kasperle und Tausendschön, nun sind sie beide wieder da!

Holdermund und Tausendschön fallen einander in die Arme.

Der König sagt: »Kasperle, ich will dich belohnen. Mein halbes Königreich sollst du haben.«

Aber Kasperle will nichts davon wissen: »Ein Königreich? Das schmeckt mir nicht. Nein, nein das drückt zu sehr auf meinen Magen! Ein großes Stück Kuchen könnte ich schon eher vertragen. Ja, und mit der Prinzessin Tausendschön, da möchte ich mich einmal im Tanze drehn!«

Der Kasper ist für heut am Ende, und ihr klatscht tüchtig in die Hände!



Blick unter die Puppenbühne. Foto privat aus dem Nachlass Denneborg, Internationale Jugendbibliothek München



Der Puppenspieler in Aktion. Foto privat aus dem Nachlass Denneborg, Internationale Jugendbibliothek München

Das tapfere Schneiderlein

Es spielen mit:

Das tapfere Schneiderlein Der dicke Riese Die Musfrau Der dünne Riese Der König Das Wildschwein Die Prinzessin Das Einhorn Der Minister Eine Maus

Ort der Handlung:

Schneiderstube Im Walde Im Schloß Im Walde Im Schloß

Requisiten:

Tuch – Metermaß – Brotkanten – Korb mit Musdose – Pritsche als Ellenmaß – Schleife: »7 auf 1 Streich« – Zwei dicke Prügel – Fangseile

ERSTES BILD

Schneiderstube

SCHNEIDERLEIN (kommt singend herein).

Der Schneider, der Schneider, der macht die schönsten Kleider – (nach der Melodie: »Vogelhochzeit«)

Da bin ich in der Schneiderstube und kann gleich mit der Arbeit beginnen. Zunächst den Stoff her, ein Tuch her – (legt ein Tuch über die Spielleiste) Was wollen wir daraus schneidern?

KINDER (machen Vorschläge).

SCHNEIDERLEIN Dann will ich gleich Maß nehmen. (rollt ein Metermaß über die Spielleiste) Wie lang und wie breit, wie hoch und wie tief, wie dick und wie dünn! Dreiundneunzig, zweiundneunzig, he, ja, was brauchen wir sonst noch alles in der Schneiderstube?

KINDER Nadel, Schere, Faden, Plätteisen –

SCHNEIDERLEIN Ja, und was ist das Wichtigste in der Schneiderstube? – Ihr könnt es nicht erraten? – Nein? Dann will ich es euch verraten! Das Wichtigste in der Schneiderstube ist nämlich das Frühstück, das Morgenessen! – Jawohl. – Das Tuch beiseite, weg mit dem Metermaß. – Aber das ist alles, was ich noch habe: einen kleinen Kanten Brot. (tut so, als würde er das Brot auf den Tisch legen; der »gedachte« Tisch befindet sich an der Ecke der Spielkiste) Was soll ich noch dazu nehmen?

KINDER (machen Zurufe)

SCHNEIDERLEIN Ja, aber schaut her, der Kasten ist leer. Ich habe gar nichts mehr — (und von draußen hört man das Ausrufen der Musfrau: Frisches Mus feil! Apfelmus! Apfelmus!) — Oho, die Musfrau geht draußen vorbei! Die kommt grad zur rechten Zeit. Und Apfelmus esse ich ja soooo gern! (ruft nach draußen) Hallo! Musfrau! Halloooo!

MUSFRAU (von draußen) Wer ruft denn da?

SCHNEIDERLEIN. Ich! – Ich bin hier oben in der Schneiderstube. Komm nur herauf. Bringe eine Dose Apfelmus mit. – So, da um die Ecke herum. Vorsichtig. Grüß Gott, liebe Musfrau. Was soll das Apfelmus kosten?

MUSFRAU Fünfundfünfzig Rappen.

SCHNEIDERLEIN Fünfundfünfzig Rappen? Du wirst auch alle Tage teurer. Gestern hat das Mus nur sechsundfünfzig Rappen gekostet. Aber nur her damit. Da ist das Geld. Bitte schön, danke schön. Langsam die Treppe hinunter, und draußen auf der Straße die Augen auf, damit du nicht unter das Tram, unters Auto oder unters Velo kommst! – Nicht wahr, ihr haltet doch auch immer eure Augen auf?

KINDER Ja!

SCHNEIDERLEIN Und jetzt wird gefrühstückt. Soll ich wenig oder soll ich viel von dem Mus nehmen? – Viel? – Ja, weil heute Dienstag ist. Und etwas will ich für morgen aufheben, weil morgen Montag ist. – He, aber was ist das? Da sitzen lauter freche Fliegen auf meinem Mus! Wollt ihr wohl von meinem Mus herunter, heda! (bläst) Sch! Sch! Sch! Kinder, nun helft mir mal!

ALLE ZUSAMMEN Schschschsch – sch – sch – -

SCHNEIDERLEIN Sie sitzen immer noch auf meinem Mus. Nun werde ich aber böse. Ich hole mein Ellenmaß! (holt die Pritsche) Jetzt zähle ich bis drei. Eins – zwei – sie sitzen immer noch da! – Eins – zwei – zweieinhalb – sie sitzen noch immer auf meinem Mus! – Und jetzt schlage ich zu: Eins – zwei – drei! (schlägt zu) Oho, da hat's eine ganze Reihe erwischt: eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben! – Und sieben auf einen Streich! – Oho, wer sieben auf einen Streich erschlägt, der sollte nicht mehr länger in einer Schneiderwerkstube bleiben. Eine Schleife werde ich mir nähen und darauf wird geschrieben: Sieben auf einen Streich! – Und dann will ich in

die Welt hinaus und Abenteuer suchen. Und wer Lust hat, der mag mit dem Schneiderlein gehen! (singend ab)

ZWEITES BILD Im Walde

SCHNEIDERLEIN (kommt singend herbei)

Der Schneider, der Schneider,

Der macht die schönsten Kleider -

Seht her, meine Schleife, darauf habe ich geschrieben: Sieben auf einen Streich. Nun bin ich in den Wald hinausgezogen und suche Abenteuer. Aber hier gibt es keine Abenteuer. (schaut in die Ecken) Hier nicht, da nicht, dort nicht. Hier nicht, da nicht, dort nicht. Ich will mich ein wenig hierherlegen und ausruhen. (legt sich auf die Spielleiste) Nein, nein, keine Angst, ich werde schon nicht einschlafen. (Eine Maus läuft an der Spielkiste entlang. Kinder machen Zurufe: Eine Maus, eine Maus!) Was, eine Maus? Die werden wir gleich haben! (legt sich wieder hin)

MINISTER (von der Seite, vom Publikum noch nicht zu sehen) Was sehe ich da? Auf seiner Schleife steht geschrieben: Sieben auf einen Streich.

SCHNEIDERLEIN Nanu? Da sprach doch jemand? – Ihr habt es auch gehört? Und nichts zu sehen? (legt sich wieder hin)

MINISTER Gewiß ein Held. Sieben auf einen Streich! (beugt sich über das Schneiderlein, das sich plötzlich erhebt und dem Minister einen Schrecken einflöst)

SCHNEIDERLEIN Nanu, woher kommst denn du?

MINISTER Ich bin der Minister. Ich bin der Minister vom Herrn König. Und du bist gewiß – – ein Held. Ein Ritter Sieben auf einen Streich. Du hast sieben auf einen Streich erschlagen?

SCHNEIDERLEIN (beiseite) Ja, und wenn's auch lauter Fliegen waren.

MINISTER O ja, Ritter Sieben auf einen Streich! Dich könnte unser König gut gebrauchen. Hier im Walde leben zwei garstige Riesen, und die Prinzessin fürchtet sich, hier im Walde spazierenzugehen. Willst du nicht die Riesen fangen? Der König wird dich belohnen; einen ganzen Sack voll Gold sollst du dafür haben.

SCHNEIDERLEIN Soll ich die Riesen fangen? KINDER Ja.

SCHNEIDERLEIN Dann will ich die beiden Riesen fangen. Herr Kanister, ah, Herr Minister, wir fangen gleich an und fangen gleich die Riesen. Du stellst dich um die Ecke, und ich stelle mich in jene Ecke –

MINISTER Ich habe keine Zeit. Ich muß zu meinen Jägersleuten. Hundert Jäger warten auf mich am Waldesrand – SCHNEIDERLEIN Die laß nur warten. Du stellst dich hierher – (versucht ihn in die Ecke zu schieben)

MINISTER (wehrt sich) Ich muß zu meinen Jägersleuten. Aber hernach, wenn du die Riesen gefangen hast, so rufe mich nur. Jetzt muß ich zu meinen Jägersleuten – – (ah)

SCHNEIDERLEIN So gehe nur zu deinen Jägersleuten. (zu den Kindern) Habt ihr's gemerkt? Der muß zu seinen Jägersleuten. Aber ihr, ihr werdet mir doch helfen, ja? – Ich werde mich hier in der Ecke verstecken. So. Könnt ihr mich noch sehen? – Jetzt auch noch? – Nun kann mich niemand mehr sehen? (kommt noch einmal hervor) Ich will einmal nachsehen, ob sie noch nicht kommen. Da, ja, in der Ferne. Das scheinen Riesen zu sein. Sie schauen aus wie die Räuber. Große schwarze Hüte mit Federn daran! (Man hört die Räuber singen: Diradiradira, diradiradira, diradiradira, und die Räuber, die sind da! Er versteckt sich wieder.) Aber nichts verraten! Und mäuschenstill, pst, da kommen sie schon, pst, pst!

DICKER RIESE Nun sind wir da

DÜNNER RIESE Weit und breit kein Mensch zu sehen.

DICKER RIESE Wir gehen heute nicht mehr zum Räuberhaus. Wir schlafen uns hier im Walde aus. Du legst dich hierher, und ich lege mich da drüben unter einen Baum. Ach, wie bin ich müde. Gute Nacht, dünner Riese.

DÜNNER RIESE Gute Nacht, dicker Riese.

(Das Schneiderlein kommt aus seinem Versteck. Der dünne Riese liegt schnarchend an der Spielkiste. Das Schneiderlein kitzelt ihm mit einem Stecken die Nase. dann verschwindet es blitzschnell. Das Spiel wiederholt sich einige Male.)

DÜNNER RIESE Diese Fliegen, diese Fliegen. Immerzu krabbeln mir die Fliegen an der Nase herum.

DICKER RIESE Hier gibt es keine Fliegen. Du bist ein Träumer.

DÜNNER RIESE Ich bin kein Träumer. Ganz deutlich habe ich es gespürt, hier, hier an meiner Nase.

(Er legt sich wieder hin. Das Schneiderlein schlägt ihm mit der Pritsche auf die Nase.)

He, und was war das? Da ist mir doch ein Stein auf die Nase gefallen!

DICKER RIESE Haha, ein Stein auf die Nase gefallen. Blätter wachsen auf den Bäumen, aber keine Steine. Das kommt von deinem Träumen. Doch nun sei endlich still, ich will meine Ruhe haben, ich will schlafen.

DÜNNER RIESE Ich will auch schlafen. Aber ich kann ja nicht schlafen. (*legt sich wieder hin. Das Schneiderlein* schlägt noch einmal zu.) He, da ist schon wieder ein Stein auf meine Nase gefallen. Oder hast du etwa mit einem Stecken auf meine Nase geschlagen?

DICKER RIESE Daß ich nicht lache, haha! Aber lege du dich drüben unter den Baum. Ich will mich hierher legen. (legt sich hin) Haha, ich soll ihn geschlagen haben, hahahaha! (Das Schneiderlein schlägt zu.) Oho! Jetzt ha-

be ich etwas gemerkt! Der dünne Riese ist ein Schelm, er will mich zum Narren halten! He, und wie scheinheilig er ist, tut so, als ob er schliefe. He, dünner Riese!

DÜNNER RIESE Nun lasse mich endlich schlafen!

DICKER RIESE Ja, schlafen. Ich habe dich durchschaut, du sagst, ich schlage dich, dabei schlägst du mich. Das werde ich dir heimzahlen. Ich reiße einen Baum aus der Erde und schlage auf deinen Hut

DÜNNER RIESE Und ich auf deine Nase!

(Die Riesen holen die Prügel und schlagen einander, bis sie auf die Spielleiste fallen.)

SCHNEIDERLEIN Da bleibt ja nichts mehr zu tun, Herr Minister; Herr Minister, die beiden Riesen sind gefangen!

MINISTER Die beiden Riesen gefangen! dann gleich zum König, zum König! (Schneiderlein und Minister tragen die Riesen fort.)

DRITTES BILD

Im Schloß

KÖNIG Hundert Jäger und einen Minister habe ich in den Wald hinausgeschickt. Sie sollen mir berichten, ob die beiden Riesen immer noch im Walde sind. Denn die Prinzessin fürchtet sich gar so sehr. Sie mag nicht mehr im Wald spazieren gehen. – Ich will mal ans Fenster gehen und nach draußen auf die Straße sehn. – Endlich, da sind sie, da kommen sie angelaufen. Hundert Jäger und ein Minister, ein ganzer Haufen! Und allen voran ein fremder Mann – und bringt die beiden Riesen, die Riesen! – Endlich, da kommt er, da ist er, der Herr Minister!

MINISTER Herr König, die beiden Riesen sind gefangen. KÖNIG Wer hat die Riesen gefangen? MINISTER Oh, ein Held, ein Ritter Sieben auf einen Streich.

KÖNIG So will ich ihn belohnen. Einen ganzen Sack voll Gold soll er haben.

MINISTER Aber noch nicht sogleich, Herr König. Herr König, die Jäger haben berichtet, sie haben im Walde auch noch ein Wildschwein und ein Einhorn gesichtet.

KÖNIG O weh, ein Wildschwein, ein Einhorn, da wird sich die Prinzessin noch mehr fürchten. Herr Minister, wir müssen das Wildschwein und das Einhorn sogleich fangen. – Aber wer soll das Wildschwein und das Einhorn fangen?

MINISTER Der Ritter Sieben auf einen Streich!

KÖNIG Der Ritter soll sogleich zu mir kommen. (Minister ab) Und ich will es der Prinzessin sagen: Die beiden Riesen sind gefangen, die beiden Riesen sind gefangen! Oh, wie wird sie sich freuen! (Ab)

SCHNEIDERLEIN (kommt singend herbei)
Der Schneider, der Schneider,
der macht die schönsten Kleider –

KÖNIG Hahaha, ein lustiges Lied, ein lustiges Lied. Was ist das für ein lustiges Lied?

SCHNEIDERLEIN Öho, Herr König. Alleruntertänigster Diener, Herr König. Ja, das Lied habe ich immer in der Schneiderstube gesungen –

KÖNIG Du bist also der Ritter Sieben auf einen Streich. Du hast sieben auf einen Streich erschlagen?

SCHNEIDERLEIN (beiseite) Ja, und wenn³s auch lauter Fliegen waren.

KÖNIG Hahaha, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. Ein Held mit der Schere und der Nadel! Aber du hast die beiden Riesen gefangen, und dafür will ich dich belohnen. Einen ganzen Sack voll Gold sollst du haben. Doch musst du mir noch einen Gefallen tun. Die Jäger haben draußen im Walde ein Wildschwein und ein Einhorn gesichtet. Und die arme Prinzessin fürchtet

sich gar so sehr. Willst du auch noch das Einhorn fangen und das Wildschwein? Willst du das? Kannst du das?

SCHNEIDERLEIN (zu den Kindern) Soll ich das? KINDER Ja!

SCHNEIDERLEIN Herr König, gleich gehe ich wieder in den Wald hinaus. Und ich will nicht eher ins Schloß zurückkommen, bis ich das Wildschwein und das Einhorn gefangen habe.

KÖNIG Öh, Schneiderlein! Wenn du das Wildschwein fängst und noch das Einhorn dazu, ja, dann will ich dir meine Tochter zur Frau geben und noch mein halbes Königreich dazu.

SCHNEIDERLEIN Aber nur unter einer Bedingung. Zur Hochzeit musst du auch alle, alle Kinder einladen. Und einen Kuchen musst du backen lassen, der soll bis an die Kirchturmspitze reichen!

VIERTES BILD *Im Walde*

SCHNEIDERLEIN (kommt singend herbei)

Der Schneider, der Schneider,

der macht die schönsten Kleider -

Da bin ich wieder. Der Herr Minister mit den Jägern wartet am Waldrand. Aber ihr, ihr werdet mir wieder helfen?

KINDER Ja.

SCHNEIDERLEIN Ich habe zwei dicke Stricke mitgebracht, so. Und damit will ich die Tiere fangen. Hier in der Ecke werde ich mich verstecken. Könnt ihr mich noch sehen? – Ja, was ich euch noch sagen wollte, mäuschenstill. Und wenn das Wildschwein kommt, macht ihr alle: Ssssssssss! Wir wollen es einmal üben: Sssssssssss!

WILDSCHWEIN (naht mit Grunzlauten) Uwi, uwi, uwi! (ab)

KINDER Ssssssssss!

SCHNEIDERLEIN Habt ihr alle sssssss! gemacht? Oh, ich hab's nicht gehört. Gleich gehe ich wieder ins Versteck. WILDSCHWEIN Uwi, uwi, uwi, uwi – –

KINDER Ssssssssss!

(Das Schneiderlein kämpft mit dem Wildschwein. Schließlich fängt es den Kopf mit der Seilschlinge ein.)

SCHNEIDERLEIN So, das Wildschwein werde ich an einen Baum binden. – Herr Minister! Herr Minister, das Wildschwein ist gefangen!

MINISTER (hinter der Szene) Herbei ihr Jägersleute, das Wildschwein ist gefangen! Das Wildschwein ist gefangen!

SCHNEIDERLEIN Und jetzt noch das Einhorn. Kennt ihr das Einhorn? Das Einhorn hat nur ein Horn, und darum heißt es Einhorn. Wenn es nämlich zwei Hörner auf dem Kopf hätte, könnte es ja nicht Einhorn heißen. Aber das eine Horn beim Einhorn ist gerade schlimm genug. Damit könnte es schon Unheil anrichten. Pst, vorsichtig, das Einhorn sieht man nicht, das Einhorn hört man nicht. Auf einmal ist es da – (für eine Sekunde war das Einhorn auf der Szene)

KINDER Sssssssss!

(Das Schneiderlein kämpft mit dem Einhorn und fängt es mit der Schlinge ein. Danach ist das Tier wie gezähmt. Es duckt sich zur Spielleiste, das Schneiderlein steigt auf den Rücken des Tieres und reitet unter dem Jubel der Kinder davon.)

SCHNEIDERLEIN Auf, zum König, zum König!

FÜNFTES BILD

Im Schloß

KÖNIG Der Kuchen wird schon trocken, und der Kakao wird kalt, ach, kämen die Leute doch bald! Der Minister kommt nicht wieder, die Jäger kommen nicht wieder und der Ritter Sieben auf einen Streich kommt auch nicht wieder.

KINDER (machen Zurufe) Doch, sie kommen wieder –

KÖNIG Ich will noch einmal ans Fenster gehen und nach draußen auf die Straße sehn. Endlich, da sind sie, da kommen sie angelaufen, hundert Jäger und ein Minister, ein ganzer Haufen. Und allen voran wieder der tapfere Mann. Ja, und reitet auf dem Einhorn! (geht zur anderen Seite) Endlich, da kommt er, da ist er, der Herr Minister!

MINISTER Herr König, das Wildschwein und das Einhorn sind gefangen!

KÖNIG Wie ist das zugegangen?

MINISTER Der Ritter Sieben auf einen Streich hat das Wildschwein gefangen und das Einhorn dazu.

KÖNIG So will ich den Ritter belohnen, wie ich es versprochen habe.

MINISTER Ich werde einen Sack mit Gold holen -

KÖNIG Mehr als das –

MINISTER So will ich zwei Säcke mit Gold holen -

KÖNIG Mehr als das –

MINISTER Herr König so will ich drei Säcke mit Gold holen –

KÖNIG Mehr als das. Ich habe dem Ritter mein halbes Königreich versprochen –

MINISTER Aber, Herr König –

KÖNIG Und noch mehr als das. Der Ritter Sieben auf einen Streich soll mit der Prinzessin Hochzeit machen.

MINISTER Aber, Herr König, das ist unmöglich! (nimmt den König beiseite) Herr König, er kann die Prinzessin

nicht heiraten. Herr König, ich habe herausbekommen, der Ritter Sieben auf einen Streich ist nur ein ganz dummes Schneiderlein.

KÖNIG Hehehe, mag er auch ein Schneiderlein sein! Das weiß ich längst. Aber es ist ein tapferes Schneiderlein. Und darum soll er mit der Prinzessin Hochzeit machen.

MINISTER Ist das Euer letztes Wort?

KÖNIG Das ist mein letztes Wort.

MINISTER Herr König, dann kann ich nicht mehr länger hier im Schloß bleiben. Herr König, ich werde abdanken. Herr König, ich gehe nach Hause!

KÖNIG Dann musst du eben nach Hause gehen.

MINISTER Herr König, ich bin Euch böse. (zu den Kindern) und euch bin ich auch böse. (ab)

KÖNIG Ich werde die Prinzessin holen. (hinter der Szene) Liebe Prinzessin, meine liebe Tochter, du sollst mit dem Ritter Sieben auf einen Streich Hochzeit machen. Und alle, alle Kinder will ich dazu einladen.

SCHNEIDERLEIN (kommt singend herbei)

Der Schneider, der Schneider,

der macht die schönsten Kleider --

Kinder ich soll Hochzeit mit der Prinzessin machen? Ja, wisst ihr denn ob die Prinzessin mich überhaupt haben will? Und ob die Prinzessin mich gern hat? Am besten ist es wohl, ihr fragt sie gleich einmal. Wenn die Prinzessin kommt, so fragt ihr alle: Hast du das Schneiderlein gern? Ja, aber alle miteinander: Hast – du – das – Schneiderlein – gern? Ja, so war es recht. Pst, da kommt die Prinzessin. Ich verstecke mich hier in der Ecke.

PRINZESSIN (tritt suchend herein)

KINDER Hast du das Schneiderlein gern?

PRINZESSIN Habt ihr das Schneiderlein gern?

KINDER Ja.

PRINZESSIN Dann habe ich das Schneiderlein auch gern. SCHNEIDERLEIN Liebe Prinzessin!

PRINZESSIN Lieber Ritter Sieben auf einen Streich!
SCHNEIDERLEIN Das ist schön und das ist fein, morgen soll die Hochzeit sein. Und heute tanzen wir einen fröhlichen Ringelreihn!
(Ländler oder Polka. Oder die Kinder singen das »Bürebüebli« und die Prinzessin und das Schneiderlein

Ende

tanzen dazu.)



Auf Puppenspiel-Tournee in Korea. Denneborg (Bildmitte) mit dem Präsidenten der koreanischen Nationalversammlung, Prof. Rhee Hoy Shang. Foto: Westfalenspiegel.

Doktor Fausts Leben und Höllenfahrt

Es spielen mit:

Doktor Johannes Faust Christoph Wagner, sein Famulus Herzog von Parma Die Herzogin, seine Gemahlin Der Senneschall Kasper, Fausts Diener, dann Nachtwächter Gretel, seine Frau Mephistopheles, höllischer Geist Vitzliputzli, höllischer Geist Astarot, höllischer Geist Auerhahn, höllischer Geist Pluto, der Herr der Hölle Charon, höllischer Fährmann Stimme des guten Geistes Stimme des bösen Geistes Erscheinungen: König Salomon Königin von Saba Judith und Holofernes

Ort der Handlung:

Doktor Fausts Studierstube Garten vor dem herzoglichen Palast zu Parma Straße in Mainz Vorspiel in der Hölle

VORSPIEL In der Hölle

CHARON

Den Styx und Acheron mag ich nicht länger befahren Weil mir der Kahn oft leer in diesen letzten Jahren von Geistern für die Hölle.

Drum, Pluto, sei zur Stelle!

Pluto, Pluto, komm herfür,

Charon steht vor deiner Höllentür!

PLUTO (erscheint aus der Tiefe mit Blitzen und Donnern) Du hast mich herbeigerufen, du riefst mich her? Sprich, was ist dein Begehr?

CHARON Ich bin hergekommen, deine höllischen Geister bei dir anzuklagen.

PLUTO Wie, das magst du wagen? Sprich, Knochenmann wessen klagst du meine Geister an?

CHARON Deine Geister sind gar so saumselig. Sie bringen mir an Seelen zu wenig –

PLUTO Gar zu wenig! So höre nur die andern klagen. Allzu viel sind's der Seelen, die am Ende im Himmel droben fehlen.

CHARON Doch alleweil sind's keine Geister. Was ich einmal brauchte, das wären die Großen, die Meister,

PLUTO Die sind knapp gesät auf Erden. Doch dir soll bald geholfen werden. Es wird mir wohl gelingen, dir einen großen Geist zu bringen. Den Doktor Faust –

CHARON Den gar gelehrten Herrn aus Mainz?

PLUTO Du bist auf der rechten Spur. Auf den Doktor Faust da warte nur. Meine besten höllischen Teufel will ich ihm auf die Fersen hetzen und mich am Ende daran ergötzen, wie ich ihn in die Hölle bringe! Und daß es mir gelinge, daran ist kein Zweifel! Wozu bin ich der Teufel?!

ERSTER AUFZUG

Doktor Fausts Studierstube

FAUST So weit hab' ich's nun mit Gelehrsamkeit gebracht, daß ich allerorten werd' ausgelacht, alle Bücher durchstöbert von vorn bis hinten und kann doch den Stein der Weisen nicht finden. Juristerei und Medizin, alles umsunst – für mich gibt es nur ein Heil in der nekromantischen Kunst! – Was half mir das Studium der Theologie? Meine durchwachten Nächte, wer bezahlte mir die? Keinen heilen Rock hab' ich mehr am Leibe und weiß vor Schulden nicht, wo ich bleibe. Darum will ich mich mit der Hölle verbünden, die verborgenen Tiefen der Natur zu ergründen. Aber um die Geister zu zitieren, muß ich mich in der Magie informieren.

STIMME DES BÖSEN GEISTES Verlaß das Studium der Theologie und ergib dich dem Studium der Magie, wenn du glücklich willst auf Erden und im Wissen vollkommen werden.

STIMME DES GUTEN GEISTES Faust! Faust! Laß dich nicht verblenden! Ergib dich nicht der Magie! Bleib bei der Theologie, so wird noch alles glücklich enden.

FAUST Stimme zur Linken, Stimme zur Rechten, wem soll ich glauben? Wer rät mir zum Rechten? Ich muß doch näher fragen beide. Stimme zur Rechten, wer bist du? Rede!

STIMME DES GUTEN GEISTES Dein Schutzgeist!

FAUST Das kann jeder sagen. Stimme zur Linken, laß du dich fragen: Wer bist du? Sprich!

STIMME DES BÖSEN GEISTES Ein Abgesandter aus Plutos Reich, hierhergekommen, dich glücklich zu machen und vollkommen.

FAUST Vielleicht des Teufels Anverwandter? Doch machst du mich glücklich und vollkommen, das ist mein Wunsch, das soll mir frommen. Stimme zur Rechten, laß ab von mir! Stimme zur Linken, ich folge dir. Mache mich glücklich und ohne Fehle!

STIMME DES GUTEN GEISTES Wehe, wehe, deiner armen Seele!

STIMME DES BÖSEN GEISTES (und Teufelslachen im Chor) Hahahaha!

FAUST Sonderbar, mein Schutzgeist weint, die andern lachen. Doch jetzt genug von diesen Sachen: mein Famulus kommt, mein treuer Diener Wagner.

WAGNER Herr, es sind drei Studenten angekommen –

FAUST Zu so später Stunde? Hat man solches je vernommen? Gewiß soll ich ein Traktätlein nachsehn. Ich habe keine Lust dazu, die Studenten sollen nur gehen.

WAGNER Kein Traktätlein, Herr. Ein Buch hat man Euch gebracht –

FAUST Ein Buch? Mitten in der Nacht?

WAGNER Ein Buch betitelt »Clavis Astarti de Magica« –

FAUST Clavis Astarti de Magica? Jenes geheimnisvolle Zauberbuch, das ich ein ganzes Leben lang gesucht? Um das ich geweint, gebetet, geflucht? Wagner, spricht ein Engel aus Euch? Her mit dem Buch, allsogleich!

WAGNER Doch hätte ich noch eine Bitte, Herr.

FAUST Sie sei Euch gewährt.

WAGNER Seht, Herr, ich bin alt und kann die Arbeit kaum allein noch tun. Wie wäre es, Herr, wenn wir noch einen Diener ins Haus nehmen wollten?

FAUST Er mag noch einen Diener annehmen. Doch verschwiegen müsste dieser sein. Denn hier in diesem Hause geschehen Dinge, die nicht für jedes Menschen Ohr und Auge tauglich sind. – Jetzt bringt das Buch, eilet, geschwind!

WAGNER Ja, Herr. (ab)

FAUST Clavis Astarti de Magica! – Nicht länger mag ich das Leben so ertragen. Von heute an, da will ich alles wagen. – Clavis Astarti de Magica – mit diesem geheimnisvollen Zauberzeichen werd' ich am Ende alles erreichen! – Vielleicht hat der Teufel dabei seine Hände im Spiel, gleichviel! Ich will es dennoch probieren, und sollte ich auch dabei meine Seele verlieren!

ZWEITER AUFZUG Doktor Fausts Studierstube

KASPER (kommt singend herein)
Sauerkraut und Rüben
die haben mich vertrieben
Hätt' meine Mutter Speck gekocht,
so wär' ich noch geblieben.

Hallo, Herr Wirt! – Nanu, das scheint gar kein Wirtshaus zu sein? Und ich habe doch solch einen großen Hunger, und solch einen großen Durst. – Hier Bücher – dort Spinnweben – aha, ein Studierhaus? Na, dann nichts für ungut, leb wohl, du schönes Haus, adieu und auf Wiedersehn! (will gehen, da tritt Wagner herein)

WAGNER Wo kommt er denn her?

KASPER Ja, das ist ein großes Geheimnis. Aber ihm will ich es verraten: von draußen!

WAGNER Ich meine, wie ist er hereingekommen?

KASPER Das ist ein noch größeres Geheimnis. Das ist ein Staatsgeheimnis. Aber ihm will ich es verraten: durch die Tür!

WAGNER Ein lustiger Gesell! Der kommt mir gerad' recht zur Stell. Der könnte gleich als Diener im Hause bleiben, die Arbeit tun, und mir noch obendrein die Zeit vertreiben.

KASPER Was meint er?

WAGNER Er ist hier im Hause des gar gelehrten Herrn Doktor Faust. Wir suchen einen neuen Diener. Will er sich nicht bequemen und die Stelle annehmen? Er könnte gleich bleiben und einen Vertrag unterschreiben. KASPER Einen Vertrag unterschreibe ich nicht gern. Ein Kasper dient nicht nur einem Herrn. Ein Kasper muß von Zeit zu Zeit in die Fremde gehen. Ein Kasper sagt nichts lieber als: Adieu und auf Wiedersehn! (will wieder gehen)

WAGNER Halt, so bleibe er doch. Will er nicht wenigstens auf eine kurze Zeit die Dienerstelle annehmen?

KASPER Und was hätte der Diener zu tun?

WAGNER Alle Tage die Bücher abstauben, Wasser aus dem Brunnen holen und Holz aufs Feuer legen.

KASPER Na, wenn's weiter nichts ist: alle Tage ein wenig Holz auf die Bücher legen und Staub in den Brunnen werfen –

WAGNER Ein lustiger Gesell! Aber ich muß ihn noch etwas fragen. Wenn heutzutage jemand die Bücher abstaubt, so darf man doch zum wenigsten schon die Matura von ihm verlangen. Hat er die Matura?

KASPER Nein, Matura habe ich noch nicht gehabt. Als Kind nur die Masern.

WAGNER Nein, ich meine ob er eine hohe Schule besucht hat?

KASPER O ja, unsere Schule lag oben auf dem Berg. Höher ging's nimmer. Aber nun muß ich ihn auch etwas fragen. Sag mal, habt ihr hier im Hause auch eine gute Küche?

WAGNER O ja.

KASPER So ist er vielleicht der Koch?

WAGNER Nein, ich bin der Famulus.

KASPER Ah, der Pflaumenmus?

WAGNER Famulus. – Famulus, das heißt zu deutsch: Diener.

KASPER He, daß ich nicht lache! So hat der Diener einen Diener, na, allerschönster Diener! (macht eine Verbeugung) Aber mir soll es gleich sein. Komm, lieber Pflaumenmus, fangen wir gleich mit der Arbeit an! Gehen wir frühstücken!

DRITTER AUFZUG

Doktor Fausts Studierstube

FAUST Die Mitternacht ist nah, die Sterne stehen gut. Mich packt es an wie Fieberglut. Hölle, du sollst mich hören, Satanas, ich will dich herbeibeschwören. Ich will die drei magischen Kreise gehen – (geht dreimal im Kreise) – Hölle, du sollst mich willig sehn. Satanas, aus deinem Zauberbuch, höre diesen Zauberspruch: Abrakadabra! Abrakadabra, Satanas erscheine!

MEPHISTOPHELES (erscheint unter Blitz und Donnern)
Doktor Faust, du riefst mich her, sprich, was ist dein Begehr?

FAUST Ich bin unzufrieden mit dem Erdenleben. Kannst du, oh Satanas, mir alles geben, alles, was immer ich auch verlange?

MEPHISTOPHELES Darum ist mir nicht bange. Aber kennst du den Preis?

FAUST Meine Seele -?

MEPHISTOPHELES Deine Seele!

FAUST Um den Preis meiner Seele, wie lang willst du mir dienen?

MEPHISTOPHELES Vierundzwanzig Jahre. So ist es der Hölle Brauch.

FAUST Vierundzwanzig Jahre – das genügt mir auch. Denn eine Stunde erfülltes Menschenleben vermag ja mehr zu geben als alle Ewigkeiten unerfüllter Erdenzeiten. Darum sei es getan, um den Preis meiner Seele, du sollst mir dienen!

MEPHISTOPHELES So sei darüber ein Vertrag gemacht. Er beginne sogleich und ende heute in vierundzwanzig Jahren um Mitternacht. Höre, Doktor Faust, wir wollen uns gegenseitig nicht betrügen. Reiche mir deinen Arm – drei Tropfen deines Blutes sollen mir als Siegel genügen!

(Faust reicht den Arm. Blitzen und Donnern. Mephistopheles verschwindet in der Tiefe)

FAUST Da quillt das Blut hervor aus meiner Hand. Buchstaben bildet's zwei, gleich hab' ich es erkannt, ein großes H, ein F: die sollen mich wohl warnen? Homo fuge! flieh Mensch! und laß dich nicht umgarnen. Doch F kann Faustus sein, H Herrlichkeit versprechen. Vielleicht ist's Zufall nur: wozu den Kopf zerbrechen? Und schon ist es zu spät, geschrieben steht es klar - doch halt' ich es noch fest: mir wird so sonderbar. Ein ängstliches Gefühl durchrieselt mir die Glieder, ich weiß nicht von mir selbst, ohnmächtig sink' ich nieder.

(Faust sinkt an der Spielkiste nieder)

STIMME DES GUTEN GEISTES Betörtes Menschenkind, einst rein und sonder Fehle, verloren ewiglich ist deine arme Seele. Geschaffen Gott zu schauen und aller Himmel Lust, sinkst du dem Abgrund zu, ich traure dem Ver-

(Faust erhebt sich langsam)

FAUST Wie? Ich bin allein? Ich hab' wohl gar geschlafen? Doch fühle ich in mir eine geheimnisvolle Kraft. Und begreife es wohl, den Teufelspakt, den habe ich geschafft! – Doch wo bleibt der Fürst der Hölle? Satanas, sei gleich zur Stelle! (Mephistopheles erscheint wieder) Warum verlässt du mich?

MEPHISTOPHELES Du schliefst, da ließ ich dich.

FAUST Wir haben einen Vertrag gemacht. Hast du nicht daran gedacht?

MEPHISTOPHELES Der Vertrag ist in Kraft. Und sogleich sei herbeigeschafft, was nur immer dein Begehr!

FAUST Als erstes schaff' mir einen Diener her. Ein Teufel sei stets an meiner Seite, ein Teufel sei stets in meinem Geleite. Aber nicht mit Hörnern und Pferdefuß lasse er sich sehn. So finde ich den Teufel wahrhaftig nicht schön.

- MEPHISTOPHELES Gleich in welcher Gestalt, hat er nur die Gewalt.
- FAUST Gut, es soll mich nicht genieren. Aber ich möchte keine Zeit verlieren. Vor allen Dingen: schnell müsste er sein!
- MEPHISTOPHELES Ich steige gleich selber in die Hölle hinein und schicke dir einen der schnellsten Teufel nach oben. Vitzliputzli, ich denke, du wirst ihn loben. (Mephistopheles nach unten ab)
- FAUST So mag Vitzliputzli erscheinen. Abrakadabra, Vitzliputzli, herbei!
- VITZLIPŪTZLI (mit Blitzen und Donnern aus der Tiefe) Prrrrr!
- FAUST Vitzliputzli, höllischer Geist, wie schnell bist du? VITZLIPUTZLI Ich bin so schnell wie der Wind.
- FAUST Das ist geschwind, aber mir nicht schnell genug. Darum auf der Stelle wieder hinab in die Hölle! Apage male spiritus!
 - (Vitzliputzli mit Gepfeife ab, dann die Stimme des
- MEPHISTOPHELES *aus der Tiefe)* Ich sende dir den Astarot nach oben!
- FAUST So mag Astarot erscheinen Abrakadabra, Astarot, herbei!
- ASTAROT (mit Blitzen und Donnern aus der Tiefe) Brrrrr!
- FAUST Astarot, höllischer Geist, wie schnell bist du?
- ASTAROT Ich bin so schnell wie die Kugel aus dem Rohr.
- FAUST Das kommt schnell mir vor. Doch bist du mir lange nicht schnell genug. Darum auf der Stelle wieder hinab in die Hölle. Apage male spiritus!
 - (Astarot mit Gepfeife ab. Dann die Stimme des
- MEPHISTOPHELES *aus der Tiefe*): Ich sende dir den Auerhahn nach oben!
- FAUST So mag Auerhahn erscheinen. Abrakadabra, Auerhahn, herbei!
- AUERHAHN (mit Blitz und Donnern aus der Tiefe) Krrrrr! FAUST Auerhahn, höllischer Geist, wie schnell bist du?

AUERHAHN Ich bin so schnell wie der Blitz.

FAUST Das ist wahrhaftig schnell. Aber mir immer noch nicht schnell genug. Darum auf der Stelle wieder hinab in die Hölle. Apage male spiritus.

(Auerhahn mit Gepfeife ab. Dann die Stimme des

MEPHISTOPHELES aus der Tiefe): So nimm mich selbst!

FAUST Wer bist du? Wie ist dein Name?

MEPHISTOPHELES (erscheint und verbeugt sich) Mephistopheles, oberster Höllenfürst.

FAUST Mephistopheles, wie schnell bist du?

MEPHISTOPHELES So schnell wie der menschliche Gedanke.

FAUST So schnell wie der menschliche Gedanke – für wahr, das ist schnell, kaum gedacht, und schon zur Stell'. Mephistopheles, sei du mein Gesell'! Du sollst mir fortan dienen.

MEPHISTOPHELES So sage nur gleich dein Begehr, auf der Stelle schaffe ich's her!

FAUST Ich bin zufrieden hier auf Erden: ich möchte auf Erden schon glücklich werden. Aus dem tiefsten Born des Wissens möchte ich trinken und allen Freuden dieser Welt in die Arme sinken. Vergessen möchte ich alle Not und Pein, ich möchte auf Erden vollkommen glücklich sein!

MEPHISTOPHELES So laß uns schnell von hier entfliehn. Ich denke, daß wir nach Süden ziehn.

FAUST Ich habe mir sagen lassen, daß am Hofe des Herzogs zu Parma die größten Gelehrten der Welt beieinander sind. Nirgendwo in der Welt werden solch herrliche Feste gefeiert wie am Hofe des Herzogs zu Parma. Mephistopheles, bringe mich an den Hof zu Parma!

MEPHISTOPHELES Laß uns keine Zeit verlieren. Wir wollen es daher im Fluge probieren. Doktor Faust, hülle sich in meinen Teufelsmantel ein; wir werden allso gleich in Parma sein. Über die Berge, durch die Lüfte, Über die Felsen, die Klüfte. Abrakadabra kada, wir fliegen nach Parma – wir – sind – schon da! (Faust und Mephistopheles fliegen durch die Luft davon)

VIERTER AUFZUG

Doktor Fausts Studierstube

KASPER (singt)

Sauerkraut und Rüben, die haben mich vertrieben. Hätt' meine Mutter Speck gekocht, so wär' ich noch geblieben.

Die Arbeit für heute ist getan. Ein wenig Holz auf die Bücher gelegt, ein wenig Staub in den Brunnen geworfen. Ja, das wäre geschafft. Oho, es lässt sich hier schon aushalten beim Herrn Doktor Faust. Ja, wenn es nur nicht so unheimlich wäre. (Zum Publikum, und dabei vorsichtig nach links und rechts schauend) Es ist nämlich so, der Doktor Faust hat es mit dem Teufel zu tun. – Pst! – Nicht mit einem, he, gleich mit einer ganzen Gesellschaft. Wie bei euch daheim die Fliegen an den Wänden kleben, so hocken bei uns manchmal die Teufel herum. Das will mir nicht recht gefallen. Meine Großmutter hat nämlich gesagt, eine Zeitlang mache der Teufel Spaß. Und dann macht er Ernst. Und dann ist es zu spät, darum wehe, wer dem Teufel in die Finger gerät.

Gerstern ist der Herr Doktor Faust wieder abgereist. Nach – nach – ja, nach Parmesan. Da hat er gesagt: »Kasper, wenn ich fort bin, musst du wieder alle Bücher abstauben. Du darfst auch in alle Bücher hineinschauen. Nur in dieses eine Buch darfst du nicht hineinschauen.« – Ja, und dann habe ich nur in dieses eine Buch hineingeschaut. Da war's ein Zauberbuch. Und nun kann ich auch zaubern. Ihr glaubt es nicht? Auf der Stelle kann ich einen Teufel herbeizaubern. Drei Kreise

muß ich ziehen. Und wenn ich sage: Perlicke!, so kommt der Teufel. Wenn ich sage: Perlacke!, so verschwindet der Teufel. Ihr wollt es nicht glauben? Bitte schön! – Perlicke! – Nanu, nicht laut genug? Noch einmal: Perlicke!! – Perlicke!!! – – Hab' ich etwas verkehrt gemacht? – Oho, die drei Kreise habe ich vergessen? Na – noch einmal (nachdem er die drei Kreise gemacht hat) Perlicke!

VITZLIPUTZLI (unter Blitzen und Donnern) Ich will deine Seele haben!

KASPER Perlacke! (Vitzliputzli verschwindet) Ja, und dann haben wir noch einen Oberteufel. Der ist anspruchsvoller. Da muß ich gleich sechs Kreise machen. So, bitte schön (nachdem er die Kreise gezogen hat) Perlicke!

ASTAROT (unter Blitzen und Donnern) Ich will deine Seele haben!

KASPER Perlacke!

(Astarot verschwindet. Kasper läßt einige Male mit Perlicke-Perlacke in schneller Folge Astarot auf- und niedersteigen)

AUERHAHN (kommt plötzlich herbeigeflogen) Krrrrr!

KASPER Nanu, den habe ich doch nicht gerufen/ – Perlacke!! – – Perlacke!!!

AUERHAHN Über mich hast du keine Gewalt. Ich diene allein deinem Herrn. Der Doktor Faust hat mir befohlen, ich soll dich auf der Stelle nach Parma holen.

KASPER Zu Fuß?

AUERHAHN Wir fliegen. Setze dich auf meine Rücken und ich trage dich durch die Lüfte nach Parma.

KASPER Auf deinen Rücken setzen? Da brennt mir am Ende der Hosenboden durch.

AUERHAHN Steige endlich auf! Krrrrr!

KASPER Nichts da!

AUERHAHN Aufsteigen!

KASPER Da hilft alles nichts, der Herr hat es befohlen, also fliegen wir. Aber vorsichtig, mein lieber Auerhahn, da-

mit mir nicht schwindelig wird – so, langsam aufsteigen, erst das rechte Bein, dann das linke Bein – Hui! (Unter Gepfeife fliegt Auerhahn mit dem Kasper davon)

FÜNFTER AUFZUG

Garten vor dem herzoglichen Palast zu Parma

SENNESCHALL

Wann werden diese Feste enden, dies Prassen, Schlemmen, Geldverschwenden? Theater, Bälle, Maskenzüge, und nimmer Ruhe, kein Genüge. Ich weiß nichts Neues zu erdenken, und sollt' ich mir das Hirn verrenken. Doch sieh', wie komm' ich mir denn vor? Am Himmel dort ein Meteor? Ein Riesenvogel oder Drachen Sind das nicht wunderliche Sachen? Das hätt' ich gestern wissen sollen: Ich hätt' den Hof drauf bitten wollen.

KASPER (fällt aus den Wolken) Hoppla! Da bin ich einen Augenblick zu früh abgestiegen! Meine Nase, meine schöne Sonntagsnase!

SENNESCHALL Vielleicht darf ich den Fremdling fragen – vielleicht kann er mir sagen –

KASPER Nichts da! Und auch nichts darf ich verraten. Es soll niemand wissen, daß ich der Diener vom Doktor Faust bin. Das hab' ich dem Auerhahn versprechen müssen. Und daß es mein Herr mit dem Teufel zu tun hat, das geht niemand nichts an.

SENNESCHALL So, so, so! Und er versteht sich auch auf derlei Künste? Will er mir nicht eine Probe seiner Zauberkunst geben?

KASPER Warum nicht? So dreht euch um, wenn ich bitten darf. Zählt leise bis acht, dreht euch wieder her zu mir, und ich bin vom Erdboden verschwunden – (Senneschall dreht sich um, zählt laut bis acht, und Kasper macht sich davon)

SENNESCHALL Wahrhaftig! Vom Erdboden verschwunden! Der Diener übertrifft seinen Herrn und Meister. Ich will es sogleich dem Herzog und der Herzogin berichten

KASPER (kommt an der Seite hervor) Dem Herzog und der Herzogin –? Wenn mich nicht alles täuscht, so spazieren die beiden Herrschaften geradewegs auf uns zu. He, ich will sogleich das Zauberkunststück noch einmal probieren und auf der Stelle vom Erdboden verschwinden. (zum Publikum) Dreht euch einmal um oder macht für einen Augenblick die Augen zu! (ab)

HERZOG

Ein Feuerwerk ist bald bereit, wenn ihr's zu sehen willig seid. Doch lässt sich heut noch andres hoffen, denn wieder ist hier eingetroffen der weltberühmte Doktor Faust. Wenn Euch nicht etwa vor ihm graust –

HERZOGIN

Von seiner Zauberkunst hab' ich so viel vernommen, ich bitt' Euch, lasst den Doktor Faust gleich kommen.

HERZOG

Ihr sollt nicht lange auf ihn warten, er weilt bereits in unserm Garten.

Auf einen Wink ist er zur Stelle

mit einem Geisterspiel und Teufelsspuk der Hölle.

SENNESCHALL Doktor Faust, der große Nekroment –

HERZOG Er trete ein -

HERZOGIN Er soll uns willkommen sein. Im Teufelsbannen auch seid Ihr ein großer Meister?

FAUST Durch Salomonis Ring gehorchen mir die Geister. HERZOGIN So laßt uns hier sogleich doch eine Probe schauen.

FAUST Gehorchen möcht' ich gern der schönsten aller Frauen – so schwinde denn der Tag und weiche holder Nacht. (Es wird Nacht) Was wünscht Ihr nun zu schauen? Habt Ihr Euch nichts erdacht?

HERZOGIN

Ja so, hab' ich die Wahl. So zeigt auf hohem Thron, der Geistern auch gebot, den König Salomon.

FAUST Ihr seht ihn schon vor Euch, leibhaftig. (Salomon auf dem Thron erscheint)

HERZOG Ganz charmant.

HERZOGIN Er ist mir doch zu ernst. War er nicht auch galant?

FAUST So schaut dies neue Bild.

(Salomon vor der Königin von Saba kniend)

HERZOGIN Wer ist dies schöne Weib?

HERZOG Sie gleicht Euch auf ein Haar.

HERZOGIN (für sich) Und er dem Nekromant: Er ist galant fürwahr.

FAUST Balkis war sie genannt und Sabas Königin. Den weisen Salomon bezwang ihr weis'rer Sinn. – Wollt Ihr ein andres jetzt?

HERZOG Noch nicht, sie ist zu schön –

HERZOGIN Gefällig, süß und mild –

FAUST Doch nur von Eurer Huld ein schwaches Spiegelbild. – Was wünscht als nächstes Ihr zu sehn? Der Wunsch soll in Erfüllung gehn!

HERZOGIN Nein, wählet selbst, ich bin sonst mit der Wahl gequält.

(Judith und Holofernes erscheinen)

FAUST Judith und Holofernes –

HERZOGIN (für sich) Ich bin es, und mein Mann! Das find' ich doch verwegen. Zwar schön ist dieser Faust – es wär' zu überlegen. Ein reizend Spiel – doch ungefährlich nicht – Es habe drum ein Ende – (laut) man mache wieder Licht. (Die Szene ist wieder beleuchtet)

SENNESCHALL (aus dem Saal kommend) Die Tafel ist gedeckt, anrichten will der Koch.

HERZOG (zu Faust)

Ihr sollt als unser Gast die Tafelfreuden teilen, und möget Ihr recht lang an unserm Hofe weilen. Ihr zeigt uns wohl nach Tisch noch dies und jenes Stück?

FAUST Wenn ich Euch dienen kann, das schätz ich mir zum Glück.

(Herzog, Herzogin, Senneschall und Gefolge ab. Faustwill ihnen folgen, da erscheint Mephistopheles)

MEPHISTOPHELES Folgt ihnen nicht, wenn Euch Euer Leben lieb ist. Verlaßt den Hof, flieht, flieht, so schnell ihr könnt.

FAUST Wie kommt Ihr mir vor?

MEPHISTOPHELES Ihr habt den Herzog eifersüchtig gemacht. Hier am Hofe überlebt Ihr keine Nacht. Erwählt Euch Konstantinopel oder sonst einen Ort. Wohin Ihr immer wollt – nur fort!

FAUST Das Schauspiel möchte ich dem Hof zu Parma nicht geben, daß ich gerade hier ließe mein Leben.

MEPHISTOPHELES Und haben wir nicht einen Vertrag gemacht? Er endet genau in vierundzwanzig Jahren um Mitternacht. Der Teufel, der steht zu seinem Wort. Darum, Doktor Faust, müsst Ihr allsogleich fort. Sagt, wohin soll ich mit Euch fliehn? Wohin soll ich mit Euch ziehn?

FAUST Bringt mich nach Mainz, in die gute, alte Stadt. MEPHISTOPHELES Hüllt Euch in meinen roten Teufelsmantel ein – wir werden zur Stunde in Mainz noch sein! (fliegt mit Faust davon)

KASPER (kommt herbeigelaufen) He, he, he! Das ist doch die Höhe! Da fliegt der Mistkartoffeles mit meinem Herrn davon, und mich lassen sie hier sitzen. O weh, was fange ich jetzt nur an? – Aber da fällt mir etwas ein. Es ist doch gut, wenn man etwas gelernt hat: Perlicke! Perlicke!

AUERHAHN Krrrrr! Da bin ich schon!

KASPER Ach, du mein liebes Rattenschwänzchen du, herzallerliebstes Auerhähnchen, was bin ich froh, daß ich dein Teufelsgesicht seh'. Sonst müsste ich hier in der Fremde umkommen. Auerhähnchen, Auerhahn, komm heran. Laß mich aufsteigen, so. Nun kannst du deine Künste zeigen! (Kasper fliegt mit Auerhahn davon)

SECHSTER AUFZUG

Straße in Mainz

KASPER (als Nachtwächter mit Laterne) Beim Doktor Faust bin ich nicht länger geblieben. Der hat wirklich und wahrhaftig seine Seele dem Teufel verschrieben. Das nimmt kein gutes Ende. Darum habe ich mich beizeiten aus dem Staube gemacht. Am Fünfzehnten habe ich gesagt: Herr Doktor, heute haben wir den Ersten. Und dann bin ich gegangen. Und hier in Mainz habe ich ein neues Leben angefangen. Hier in Mainz, in der guten, alten Stadt, wo man grad einen neuen Nachtwächter gesucht hat. Die Nachtwächterstelle habe ich angenommen. Und so bin ich gewissermaßen ins Beamtenverhältnis gekommen. Außerdem war ich so gescheit, und habe meine Gretel gefreit. Um zehn, um elf, um zwölf, da rufe ich den Stundenschlag aus. Dann gehe ich nach Haus und schlafe mich aus. Ja, man hat's nicht leicht. (Es schlägt zehn. Kasper singt):

Hört, Ihr Herrn und laßt Euch sagen unsre Glock hat zehn geschlagen. Zehn Gebote setzt Gott ein, gib, daß wir gehorsam sein. (ruft aus) Bewahrt das Feuer und das Licht, damit der Stadt kein Schade geschicht. – Zehn ist die Glock! – Zehn ist die Glock! (ab)

FAUST Vierundzwanzig Jahre sind vergangen. Die Ganze Welt habe ich durchstreift, und doch keine Freude, kein Genuß. Wenn ich meinte, es wär' Gold, so war es Häckerling. Der schäumende Becher der Lust hat bittere Hefe. Hab' ich für solchen leeren Schein die ewige Seeligkeit verscherzt, so war ich ein Tor. In der Fremde hielt ich's nicht aus: von meinem Lebensquell abgeschnitten, meinte ich zu versiegen, und nun mich das Heimweh zurückzog, ist mir im Vaterland alles, was ich sehe, ein nagender Vorwurf. Wie glücklich war ich hier, da ich ein Kind war, da ich noch glauben, noch beten konnte! Und warum kann ich nicht mehr beten? Weil ich nicht glauben kann. Nicht glauben? Muß ich nicht? O daß ich nicht müsste! Hab' ich den Beweis doch in Händen! Wenn ein Teufel ist, so ist auch Gott! Aber diesem Gott hab' ich abgesagt, diesen Gott hab' ich verschworen! Darum kann ich nicht beten, denn Gebet ist Gnade des Himmels und für mich ist keine Gnade. O wie bereu' ich! - Reue? Wo Reue ist, da ist auch Gnade. Hätt' ich nur rechte Reue, vielleicht wär' auch für mich noch Gnade. (ab)

KASPER (singt nach dem Elfuhrschlag)
Hört, Ihr Herrn und laßt Euch sagen
unsre Glock hat elf geschlagen.
Elf Apostel blieben treu,
einer trieb Verräterei.

(ruft aus) Elf ist die Glock! – Elf ist die Glock! (ab)

FAUST Ja, nun kann ich's wahrhaft sagen: meine letzte Stunde hat geschlagen. Vierundzwanzig Jahre hätt' ich so vertan, gehör' ab Mitternacht der Hölle an. O Hölle, o Satanas, du hast mich belogen, du hast mich betrogen! MEPHISTOPHELES (plötzlich) Wer hat dich belogen, wer hat dich betrogen? O Doktor Faust, haben wir nicht einen Vertrag gemacht? Und habe ich nicht bei Tag und bei Nacht dir alles hergebracht, alles, was auch immer du verlangtest? Ist es so, daß du mir danktest?

FAUST Aus dem tiefen Born des Wissens wollt' ich trinken und allen Freuden dieser Welt in die Arme sinken. Vergessen wollt' ich alle Not und Erdenpein. Ich wollte auf

Erden vollkommen und glücklich sein!

MEPHISTOPHELES Glücklich sein! da haben wir's! Oh, Doktor Faust, das Glück, das liegt allein bei dir! Doch was streiten wir? Darüber nachzudenken bleibt dir unendlich viel Zeit, ab Mitternacht eine ganze Ewigkeit! (ab)

FAUST Eine ganze Ewigkeit!

STIMME DES GUTEN GEISTES Fauste! Fauste! Praepara te ad mortem!

FAUST Ich hätte eher auf dich hören sollen. Nun ist es zu spät.

STIMME DES GUTEN GEISTES Fauste! Fauste! Praepara te ad mortem!

FAUST Zu spät! Ich habe meine Seele dem Satanas mit meinem Blut verschrieben. Satanas ist Sieger geblieben! STIMME DES GUTEN GEISTES Fauste! Fauste, accusatus es! FAUST So ist über mich gerichtet! Ich bin vernichtet! Weh mir, daß ich geboren, ich bin in Ewigkeit verloren!

STIMME DES GUTEN GEISTES Fauste! Fauste! In aeternam damnatus es!

(Es schlägt Mitternacht. Zu den zwölf Uhrschlägen spricht Faust seine letzten Worte)

FAUST Brecht, Himmel; Sterne, kracht; spritzt schwefelblaue Flammen,

ihr Lichter jener Welt; ihr Berge fallt zusammen und werft den ganzen Grund der harten Erde ein! O weh! Ich sinke schon und fühl' der Hölle Pein. (unter Blitzen und Donnern wird Faust von den Teufeln in die Hölle geholt)

KASPER (eilt herbei) Gretel! Gretel! (Gretel erscheint ebenfalls) Pfui Teufel, da riecht's noch nach Pech und Schwefel. Nun hat der Kartoffeles den Doktor Faust geholt. Und die Großmutter hat recht gehabt. Eine Zeitlang macht der Teufel Spaß. Aber dann macht er Ernst. Und dann ist es zu spät. Darum wehe, wer dem Teufel in die Hände gerät.

GRETEL Komm, Kasper, wir gehen nach Haus. KASPER Ja, Gretel, denn unser Spiel ist nun aus. Aber wir beide tanzen noch den Kehraus. (Tanzen zu einer Volksweise)



Der gestiefelte Kater

Es spielen mit:

Der alte Müller Hugo, der Koch Hans, sein Sohn Der Zauberer Der gestiefelte Kater Ein Elefant Der Schuster Ein Löwe Der König Eine Maus Die Prinzessin Bäuerin und Bauer

Ort der Handlung:

Mühle Schloß Mühle Am See Im Schloß des Zauberers

ERSTES BILD: MÜHLE

MÜLLER Ich bin ein alter Müller und habe nicht mehr lange zu leben. Und wenn ich gestorben bin, dann soll mein Ältester die Mühle haben. Dem Zweiten vermache ich meinen Esel. Für meinen jüngsten Sohn, für den Hans, da habe ich weiter nichts als einen alten Kater. Ja, den Kater Mutz soll er haben. Und nun gute Nacht alle miteinander! (ab)

HANS Den alten Kater Mutz? Was fange ich mit dem Kater nur an? Der taugt zu gar nichts anderem, als daß ich mir aus seinem Fell ein Paar Pelzhandschuhe machen lasse –

KATER He, du sollst mich aber nicht töten, miau, du sollst mich leben lassen, miau!

HANS Ja, lieber Mutz, du sollst leben -

KATER Laß mir nur ein Paar Stiefel machen, daß ich ausgehn und mich unter den Leuten sehen lassen kann, dann soll dir bald geholfen sein.

HANS Das höre sich einer an! Ein Kater und ein Paar Stiefel. Aber wenn du sie brauchst, so sollst du sie auch haben.

KATER Miau, miau! (ab)

HANS Da geht der Schuster eben am Haus vorbei. He, Herr Nachbar, Meister Pfriem!

SCHUSTER Hoho, der Hans!

HANS Meister Pfriem, ich brauche ein Paar Stiefel. – Nein, nicht ich für mich, für meinen Kater, für den Kater Mutz.

SCHUSTER Daß ich nicht lache, ein Kater und ein Paar Stiefel? Ich habe noch ein Paar Stiefel daheim, aus feinem Leder. Gleich gehe ich ins Haus und hole die Stiefel heraus.

HANS Was sollen die Stiefel kosten?

SCHUSTER Einen Taler nur –

HANS Aber ich besitze keinen Taler.

SCHUSTER Das macht nichts, Hans. Du kannst mir den Taler zahlen, wenn du einmal einen Taler hast.

Der Schuster bringt die Stiefel und außerdem noch eine Schärpe. Hans probiert dem Kater die Stiefel an.

KATER Éi, die sind aber fein – He, nun brauche ich nur noch einen Sack mit ein paar Körnern darin. Ja, und eine Leine.

HANS Das sollst du gleich haben. Aber sage mir, wozu brauchst du dies alles?

KATER Das wirst du nachher erfahren. Jetzt muß ich gehen. Miau!

ZWEITES BILD: SCHLOSS

KÖNIG Ich bin der König. Den ganzen Tag muß ich regieren. Das ist eine schwere Arbeit. Die schwerste Arbeit aber kommt immer am Mittag, nämlich das Mittagessen. Ich will meinen Koch, den Hugo, fragen, was es denn heute zum Mittagessen gibt. – Hugo! – – Hugo!!

KOCH Herr König, alleruntertänigster Diener!

KÖNIG Hugo, was gibt es heute zum Mittagessen?

KOCH Königinsuppe. Dicke Bohnen mit Speck und Pudding mit Himbeersaft.

KÖNIG Ich möchte heute Rebhühner haben.

KOCH Herr König, es gibt im ganzen Land keine Rebhühner

KÖNIG Der ganze Wald ist voller Rebhühner.

KOCH Aber die Jäger können keine Rebhühner schießen. Die Rebhühner sind so scheu, sie fliegen immer gleich davon.

KÖNIG Papperlapapp, die Rebhühner sind scheu! Die Jäger sind dumm, sie können nicht schießen, sie können nicht treffen. Hugo, bringe mir Rebhühner!

KOCH Herr König –

KÖNIG Raus, Hugo.

(Hugo ab)

Bringe mir Rebhühner! Ich will nicht alle Tage dicke Bohnen mit Himbeersaft essen.

KOCH Herr König –

KÖNIG Nein, raus –

KOCH Es ist doch wegen der Rebhühner –

KÖNIG Dann komm herein, Hugo!

KOCH Soeben erscheint ein Bote vom Grafen von Carabas und will dem König einen ganzen Sack voller Rebhühner bringen.

KÖNIG Vom Grafen von Carabas? Der Bote soll gleich hereinkommen.

KOCH Das geht nicht. Der Bote ist nämlich ein Kater. Und trägt Stiefel. Gewissermaßen ein gestiefelter Kater.

KÖNIG Ein gestiefelter Kater? Es soll mir gleich sein, bringt er nur Rebhühner, so ist er mir willkommen. Der Bote soll hereinkommen.

Koch ab.

KATER Miau! Mich schickt mein Herr, der Graf von Carabas. Mein Herr hat gehört, daß der Herr König so gern Rebhühner ißt. Hier habt ihr einen ganzen Sack voller Rebhühner.

KÖNIG Ich danke deinem Herrn, dem Grafen von – Ca – von Carabas. Lieber gestiefelter Kater, gehe nur in die Küche. Hugo, der Koch, soll dir einen Eimer voll Milch reichen. Und für deinen Herrn, den Grafen von Carabas, will ich als Dank einen Sack voll Gold mit auf den Weg geben.

KATER Miau!

DRITTES BILD: MÜHLE

HANS Der gestiefelte Kater ist immer noch nicht nach Hause gekommen. Ein Paar feine Stiefel hat er, eine Schärpe, Sack und Leine – und ich? Einen Taler Schulden beim Schuster. Der Kater läßt sich nicht mehr sehen, ei, das ist wirklich nicht schön!

KATER Miau!

HANS Mein Kater Mutz!

(Sie umarmen sich.)

KATER Und schau her, was ich dir mitgebracht habe! Einen ganzen Sack voll Gold! Ja, vom König. Ich wußte doch, daß der Herr König so gern Rebhühner ißt. Darum bin ich mit Sack und Leine in den Wald gegangen und habe Rebhühner gefangen. Einen Sack voll Gold für meinen Herrn, den Grafen von Carabas!

HANS Graf von Carabas? - Wer ist denn das?

KATER Du!

HANS Ich?

KATER Ja!

HANS Du kannst aber Witze machen!

KATER Morgen machen wir ganz andere Witze. Höre, morgen in der Frühe müssen wir beide unten am See sein. Der König wird mit der Prinzessin dort vorbeikommen. Und dann sollst du dein Glück machen. – Aber jetzt wollen wir schlafen gehen. Ach, bin ich müde! Und die Stiefel drücken ein wenig. Du kannst mir beim Ausziehen helfen.

(Hans hilft beim Stiefelausziehen) Und nun gute Nacht! Miau!

VIERTES BILD: AM SEE

Hans und Kater drehen sich fröhlich im Kreise.

KATER Miau!

HANS Da sind wir nun.

KATER Und jetzt heißt es aufgepaßt. Gleich wird der König mit der Prinzessin erscheinen. Höre, was ich dir sage! Du mußt jetzt da ins Wasser hinein – HANS Ins Wasser hinein – Prrr!

KATER Es muß sein!

HANS Es muß sein, prrr! (ab)

KATER Heda, ihr Bauersleute auf dem Felde, kommt einmal her! Wem gehört hier diese Wiese?

BAUERN Dem großen Zauberer Sassafraß!

KATER Und wem gehört das Kornfeld, der Wald und alles Holz?

BAUERN Dem großen Zauberer Sassafraß!

KATER Und wem gehört das Schloß dort oben auf dem Berge?

BAUERN Dem großen Zauberer Sassafraß!

KATER Nun hört einmal gut zu! Das gehört alles meinem Herrn, dem Grafen von Carabas! Wem gehört das alles?

BAUERN Dem Grafen von Carabas!

KATER Und wenn der König gleich kommt und der König fragt euch, wem das alles gehört, so wißt ihr es ja: dem Grafen von Carabas! Und wenn ihr nicht sagt, wie ich gesagt habe, so soll euch alle miteinander der Teufel holen. – Nun könnt ihr wieder an die Arbeit gehen.

(Bauern ab)

Eine Staubwolke! – Die goldene Kutsche! – Der König kommt – die Prinzessin! – – Alleruntertänigster Diener, Herr König!

KÖNIG Das ist ja der gestiefelte Kater! – Und wo ist dein Herr, der Graf, Graf von – Carabas?

KATER Er badet dort unten im See -

KÖNIG Oh, wird er sich nicht erkälten?

KATER Das eben befürchte ich auch. Darum wollte ich aufs Schloß, um einen Mantel zu holen.

KÖNIG Nicht nötig, doch nicht nötig. Gestiefelter Kater, gehe mit der Prinzessin zu meiner goldenen Kutsche. Die Prinzessin soll dir meinen Königsmantel herausgeben, für deinen Herrn, den Grafen von Carabas.

KATER Miau! (mit der Prinzessin ab)

KÖNIG Oh, das ist eine wunderschöne Gegend! Überhaupt, so kolossal viel Gegend auf einmal. Heda, ihr Bauersleute, kommt doch einmal her! Sagt mir, wem gehört denn diese Wiese hier?

BAUERN Dem Grafen von Carabas!

KÖNIG Und wem das Kornfeld, der Wald und alles Holz?

BAUERN Dem Grafen von Carabas!

KÖNIG Ich danke euch. Ihr könnt nun wieder an die Arbeit gehen. Alles, alles das gehört dem Grafen von Carabas. Oh, er ist ja fast reicher als ich, der König! – Da kommt der Graf von Carabas. Wie lustig er ausschaut in meinem weiten Königsmantel! Willkommen, Herr Graf von Carabas!

HANS Alleruntertänigster Diener, mein Herr und König.

– Und damit ich es nicht vergesse, ich danke Euch auch noch für den Sack voll Gold!

KÖNIG Nichts zu danken, mein lieber Graf von Carabas. Ich muß Euch noch danken für die herrlichen Rebhühner. Oh, Ihr habt einen Tüchtigen Diener. Wo steckt er denn, dieser gestiefelte Kater?

HANS Er ist zum Schloß hinaufgeeilt und will mir eine Kutsche herunterschicken, damit ich hinauffahren kann.

KÖNIG Aber das ist doch nicht nötig. Nein, mein lieber Carabas, ich werde Euch mit meiner goldenen Kutsche zum Schloß hinauffahren. Kommt, steigt nur ein! Die Prinzessin wird sich freuen. Und gleich fahren wir zum Schloß, zum Schloß!

FÜNFTES BILD: IM SCHLOSS DES GROSSEN ZAUBERERS

ZAUBERER Ich bin der große Zauberer Sassafraß, und das Zaubern macht mir Spaß! – Wenn ich wollte, dann könnte ich euch alle zusammen in Regenwürmer verzaubern. – (Klopfen)

Aha, da hat es geklopft. – Herein!

KATER Miau!

ZAUBERER Haha, ein Kater! - Was willst du denn hier?

KATER O du großer Zauberer, ich habe soviel von deiner Zauberkunst gehört. Darum bin ich hergekommen. Man sagt, du könntest dich in ein jegliches Tier verwandeln?

ZAUBERER Hoho, das ist für mich eine Kleinigkeit.

KATER Das will ich glauben. Aber kannst du dich auch in ein großes Tier verwandeln? Zum Beispiel in einen Elefanten, oder in einen Löwen? Das kann ich nicht glauben.

ZAUBERER Hoho, gleich sollst du es sehen. Mein Zauberbuch herbei! So, lege mir das Zaubertuch über den Kopf! So, ich sage den Zauberspruch, und gleich bin ich ein Elefant!

KATER Wahrhaftig, ein Elefant!

ZAUBERER Her mit dem Zaubertuch! Alsbald bin ich ein Löwe!

KATER Hu, ein Löwe!

ZAUBERER Glaubst du es nun?

KATER Daß du dich in ein großes Tier verwandeln kannst, will ich dir nun glauben. Aber kannst du auch ein kleines Tier sein, ein ganz kleines Tier, zum Beispiel eine Maus?

ZAUBERER Hoho, eine Maus! – Gleich bin ich eine Maus! – Her mit dem Zaubertuch!

KATER Eine Maus, ein Mäuschen, ein leckeres Mäuschen!

ZAUBERER (als Maus) Nun lege das Zaubertuch wieder über mich, damit ich mich zurückverwandeln kann!

KATER Das Zaubertuch fliegt gerade zum Fenster hinaus, so –! Und dich fresse ich auf!

ZAUBERER Oh weh!

Der Kater stürzt sich über die Maus.

HANS Kater Mutz! Kater Mutz! – Da bist du ja. – Und wo steckt der Zauberer?

KATER (zeigt auf seinen Magen) Hier. Ach, er liegt mir schwer im Magen! Miau.

HANS Was soll das heißen?

KATER Was das heißen soll? Der Zauberer hatte sich in eine Maus verwandelt und die Maus habe ich aufgefressen. Was das heißen soll? Das soll Heißen: Dieses Schloß gehört jetzt meinem Herrn, dem Grafen von Carabas!

HANS Der König wird gleich kommen. Der König hat gesagt, ich soll mit der Prinzessin Hochzeit machen.

KATER Das sollst du auch.

HANS Und du sollst des Königs Minister werden. Damit er alle Tage Rebhühner essen kann.

KATER Hoho, so will ich mich auf den Weg machen, damit es auch zur Hochzeit Rebhühner gibt. (ab)

HANS Herzlich willkommen, mein Herr und König!

KÖNIG Mein lieber Graf von Carabas! Ein großartiges Schloß, ein wunderbares Schloß!

PRINZESSIN Ei, ei, es ist hier schön, ist es hier fein! Und hier soll nun die Hochzeit sein?

HANS Vor lauter Freude tanzen wir beide einen Ringelreihn!

Hans und die Prinzessin tanzen miteinander. Langsam schließt sich der Vorhang.



Das Spiel vom armen und vom reichen Mann

Es spielen mit:

Kasper Gretel Jedermann

Die Schwester
Der Dünne Vetter
Der Dicke Vetter
Der Diener
Der Tod

Der Unterteufel Der Oberteufel Des Teufels Großmutter

VORSPIEL

KASPER (an der Spielleiste, mit dem Rücken zum Vorhang, der noch geschlossen bleibt). Grüß euch Gott, alle miteinander! Ich bin der Kasper. Ich bin der Freund aller Kinder. Ich bin der Freund aller Kinder bis zu neunzig Jahren. Ganz besonders aber bin ich der Freund der kleinen Kinder. Und wenn ich zu den kleinen Kindern komme, dann frage ich alleweil: »Sagt mal, Kinder, seid ihr alle da?« – Und alle kleinen Kinder antworten: Ja. – Aber wenn ich die großen Kinder frage, so sagen sie nicht mehr alle Ja. Und darum habe ich darüber nachgedacht, warum eigentlich die großen Kinder nicht mehr Ja sagen zum Kasper. Ich bin dahinter gekommen. Die großen Kinder sagen nicht mehr Ja zum Kasper, weil sie fragen: »Warum sollen wir dem Kasper eine Antwort geben? Er hat doch einen Holzkopf.« – Ja, ich habe einen Holzkopf. Ich bin ein Holzkopf. Ich weiß, daß ich einen Holzkopf habe und bin sogar stolz darauf. - Aber glaubt mir, da draußen im Leben, unter euch Menschen, da läuft so mach einer herum, der hat auch einen Holzkopf. Nur weiß er es nicht. Oder er weiß es und tut nur so, als ob er's nicht wüßte. Und das ist noch schlimmer. - Manch einer sagt nicht mehr Ja zum Kasper, weil er schrecklich gebildet ist. Manch einer sagt nicht mehr Ja, weil er früher mal Ja gesagt hat und nachher hat's ihm leid getan. - Aber ich glaube, wenn ich euch so anschaue, ihr könnt noch alle Ja sagen zum Kasper. Und darum will ich die Probe machen: Sagt mal, Kinder, seid ihr alle da?

Publikum Ja!

KASPER Nun, einige Gebildete hat's doch unter euch. Aber darauf können wir heute Abend keine Rücksicht nehmen. Wir müssen nämlich gleich anfangen mit unserm Spiel vom armen und vom reichen Mann. Das ist ein Jedermann-Spiel, nach dem HECASTUS des Hans Sachs. Wie er selbst sagt: »Damit euch recht viel Freud' daraus erwachs'!«

(Kasper geht ab und der Vorhang geht auf)

ERSTES BILD

JEDERMANN (tritt von links auf) Ich bin ein reicher Jedermann. Ich habe ein Schloß, ich habe Reichtum und Geld, ich habe alle Schätze dieser Welt. Und doch kann ich damit nicht froh sein und glücklich werden. Allzeit muß ich denken, allzeit grübeln. Tu so mir selbst mein Leben verübeln. – Doch möchte ich heute einmal fröhlich sein. Drum lade ich meine Freunde ein. Der Dünne Vetter, der Dicke Vetter, sie sollen beide zu mir kommen. He, Diener!

DER DIENER (kommt von links, mit tiefer Verbeugung) Buduschu salemaleikum –

JEDERMANN Geh und lade meine Freunde. Lade meinen Freund, den Dünnen Vetter, und lade meinen Freund, den Dicken Vetter. Sag ihnen, Jedermann will ein Fest feiern. Jedermann lädt sie ein, mt ihm fröhlich und ausgelassen zu sein.

DER DIENER Buduschu salemaleikum –

JEDERMANN Nicht mit leeren Händen sollst du zu meinen Freunden gehen. Dem Dünnen Vetter bring diesen goldenen Ring. Dem Dicken Vetter suche den kostbarsten unter meinen Steinen aus. Geh' und eile.

DER DIENER Buduschu salemaleikum – (Der Diener geht nach links ab).

JEDERMANN Nun werden die Freunde zu mir kommen. Vielleicht dann von mir abgenommen meine Not und meine Pein. Vielleicht werde ich mit meinen Freunden fröhlich sein. Vielleicht werde ich's vergessen dann, daß ich reich bin und doch ein armer Mann. (nach links ab) KASPER (schaut rechts um die Ecke, lacht, und tritt dann herein). Tja, den schaut euch nur einmal richtig an. Der ist mein Nachbar, der reiche Herr Jedermann. Der ist reich, der hat viel Geld! Dem gehören alle Schätze dieser Welt. Und doch weiß er nichts Rechtes damit anzufangen. Wie er selbst sagt, muß er allzeit trüben Gedanken anhangen. - Da schaut einmal mich an. Ich bin der Kasper, ein armer Mann. Ich wohne dort drüben in dem kleinen Haus. Und doch bin ich glücklich und froh und immer guter Dinge. Dabei hab' ich's gar nicht mal leicht. Ich muß mich redlich plagen, an frühen und an späten Tagen. Und vom späten Abend bis zum frühen Morgen muß ich nicht nur für mich, ich muß für zwei sorgen. Denn ich hab' noch meine Gretel. Meine Gretel, das ist ein kreuz-, ein kreuzbraves Mädel ist meine Gretel. Aber ihr, ihr habt meine Gretel ja noch gar nicht gesehn? So will ich sie einmal holen gehen. – Gretel!

GRETEL (kommt von rechts) Ja, Kasper, kommst du endlich zum Nachtessen?

KASPER Nein, Gretel, ich glaube du brauchst heute kein Nachtessen zu machen. Unser Nachbar, der reiche Herr Jedermann, feiert heute ein Fest. Und dazu hat er all seine Freunde geladen.

GRETEL Aber wir sind doch nicht seine Freunde?

KASPER Aber seine Nachbarn!

GRETEL Und wenn er dich nicht einlädt?

KASPER Dann ist es immer noch nicht zu spät und mußt halt doch noch das Nachtessen bereiten. Auf alle Fälle könntest du den Wasserkessel schon auf s Feuer setzen. Aber gib acht, daß dir das Wasser nicht anbrennt. (Gretel rechts ab) Und ich werde es wagen, bei unserm Nachbarn einmal anzufragen. Gleich klopfe ich an beim reichen Herrn Jedermann. (Er klopft links an)

DER DIENER (von links) Buduschu salemaleikum – KASPER Ich verstehe kein Wort.

DER DIENER Buduschu salemaleilum –

KASPER Ich glaube, der spricht ...

(Er nennt den örtlichen oder benachbarten Dialekt)

DER DIENER Buduschu salemaleikum –

KASPER Ja, dein Herr sollmavorbeikumm – (Er stößt dabei den Diener mit dem Kopf an) – he, nun hat er es verstanden! – Und schon tritt er aus dem Haus, schaut an, mein Nachbar, der reiche Herr Jedermann.

JEDERMANN (kommt von rechts heraus) Du hast mich rufen lassen? Du riefst mich her? Sag, Kasper, was ist dein Begehr?

KASPER Herr Nachbar, Ihr feiert heute ein Fest. Darum tät ich's wagen, bei Euch einmal anzufragen, ob ich mit meiner Gretel auch kommen könnte –

JEDERMANN Ich habe nur Freunde eingeladen –

KASPER Wir sind doch Eure Nachbarn –

JEDERMANN Wohl bist du mein Nachbar. Doch schau, du bist ein armer Mann. Dich kann ich auf meinem Feste nicht gebrauchen. (Er geht links ab).

KASPER Ich bin nicht sein Freund. – Gretel!

GRETEL (kommt von rechts) Hat er uns eingeladen?

KASPER Wir sind nicht seine Freunde. Schau, du bist ein armer Mann, hat er gesagt, dich kann ich auf meinem Feste nicht gebrauchen.

GRETEL Ach, daß es auch so sein muß auf der Welt, der eine hat alles und der andere hat gar kein Geld. Du liebe Zeit, gibt es denn gar keine Gerechtigkeit?

KASPER Es gibt schon eine Gerechtigkeit auf der Welt, die fragt nicht nach Reichtum, fragt nicht nach Geld. Da sind wir alle gleich, ob arm, ob reich. Und die Gerechtigkeit heißt: der Tod.

GRETEL Der Tod?

KASPER Ja, der Tod. Er allein ist gerecht. er klopft an eines jeden Tür – bei dir – bei dir – bei dir. Zu uns allen, die wir versammelt hier in diesem Saal, zu uns allen kommt der Tod einmal. Auch zu dir, Gretel, und auch zu mir, zum Kasper kommt er einmal. Der Tod packt jeden von uns einmal an. Der Tod kommt zu jedermann, zu jedermann! (Vorhang)

ZWEITES BILD

JEDERMANN (steht bereits bei Öffnen des Vorhangs in der Mitte) Nun werden meine Freunde kommen, und von mir wird hinweggenommen alle Not und Pein. Mit meinen Freunden werd ich fröhlich und ausgelassen sein. Wozu bin ich reich, wozu hab ich all mein Geld und weiß nichts damit anzufangen in dieser Welt? – (Der Dünne Vetter kommt von rechts herein) Dünner Vetter, da bist du schon. Von Herzen willkommen, mein Sohn.

DER DÜNNE VETTER Hab Dank für das Geschenk!

JEDERMANN Keinen Dank, mein Freund. Daß du da bist, ist mir Dank genug. – Doch schau deinen Freund an, den reichen Jedermann. Weiß mit dem Leben nichts anzufangen, muß immer trüben Gedanken anhangen –

DER DÜNNE VETTER Das Denken, das Grübeln, das tut dein Leben nur verübeln. Das Denken, das Grübeln, das sollst du fortan lassen. Mach es wie deine Freunde: das Leben verprassen!

JEDERMANN Ja, meine Freunde, ihr müsst mich die Freude lehren, ihr müsst meine Freude mehren. Drum komm in den Saal. Anrichten ließ ich ein köstliches Mahl. Das beste aus dem Keller und das beste auf dem Teller. Und dann, Freund, mein Mahle, beim Wein, laß uns fröhlich und ausgelassen sein! (Er führt den Dünnen Vetter nach links hinaus und kehrt zurück) Und auch den Dicken Vetter habe ich geladen. Ich habe wohl keinen besseren Freund auf dieser Welt, keinen, der mir besser gefällt. (Der Dicke Vetter kommt von rechts) Dicker Vetter!

- Da bist du schon! Von Herzen willkommen, mein Sohn! Dicker Vetter, komm herein, sollst mir von Herzen willkommen sein!
- DER DICKE VETTER Grüß Gott, Freund Jedermann! Tausend Dank für die Einladung und tausend Dank für das Geschenk.
- JEDERMANN Keinen Dank! Daß du da bist, ist Dankes genug. Doch schau deinen Freund an, den reichen Jedermann. Weiß mit dem Leben nichts anzufangen, muß allzeit Gedanken anhangen.
- DER DICKE VETTER Das Denken, das Grübeln, das tut nur dein Leben verübeln. Das Denken, das Grübeln, das sollst du fortan lassen. Mach es wie deine Freunde: das Leben verprassen!
- JEDERMANN Ja, Freunde, ihr müsst mich die Freude lehren, ihr müsst meine Freude mehren. Darum komm in den Saal. Anrichten ließ ich ein köstlich Mahl. Das beste auf dem Teller und das beste aus dem Keller. Dann Freund, beim Mahl, beim Wein, laß uns fröhlich und ausgelassen sein! (Er führt auch den Dicken Vetter nach links hinein und kehrt zurück) Nun, da ich meine Freunde hinführte in den Saal, zieht's mich selbst zurück mit einem Mal. Kann ich denn nicht wie meine Freunde glücklich sein? Warum muß ich immer leiden diese Not und Pein? (Er steht vornübergeneigt an der Spielkiste)
- DIE SCHWESTER (tritt bei seinen letzten Worten langsam von links herein) Bruder!
- JEDERMANN Schwester, du trittst herfür? Schwester, was führt dich her zu mir?
- DIE SCHWESTER Bruder, du hast wieder deine bösen Freunde geladen. Ich denke, es könnt dir gereichen zum Schaden.
- JEDERMANN Ach, Schwester, von früh bis spat, nichts höre ich von dir als immer diesen Rat!

DIE SCHWESTER Bruder, laß die bösen Freunde aus dem Haus. Ich bitt dich, schick sie gleich hinaus.

JEDERMANN Es sind die besten Freunde auf dieser Welt. DIE SCHWESTER Wollen nur deinen Reichtum, wollen nur dein Geld.

JEDERMANN Aber nein! Wollen nur mit mir fröhlich sein! DIE SCHWESTER Treiben mit dir ein böses Spiel. Laß aus diesem Spiel die Hände. Es nimmt bei Gott, kein gutes Fnde!

JEDERMANN Geh, Schwester, geh! (Er drängt sie nach links hinaus) Ich will dir deinen Glauben, bei Gott, nicht rauben. Aber mich, mich laß damit in Ruh! Was kümmert mich die andre Welt? Ich hab an dieser Erdenwelt gerad' genug. Die andre ist mir Lug und Trug. Ihr Freunde, ihr allein habt mir den rechten Rat gegeben. Der Erde will ich künftig leben. Und denken und grübeln fortan lassen, mit euch, ihr Freunde, das Leben verprassen. Nicht länger sollen trübe Gedanken mein Leben verdrießen, von heute an will ich das Leben genießen! Darum auf, Freunde, zu euch in den Saal. Nun beginnt unser Freudenmahl. Unser Fest fängt an! (Er will links ab)

DIE STIMME DES TODES Jedermann!

JEDERMANN (stockt bei der Stimme des Todes und kommt langsam zurück) Wer ruft mich da bei meinem Namen? – Sind es Freunde, die verspätet noch kamen? – Diener, ist es so, daß du noch einen dritten Gast für diesen Abend geladen hast?

DER DIENER (von links mit Verbeugung) Buduschun salemaleikum –

JEDERMANN So geh' hinaus, schließe Tür und Tor, und lasse niemanden sonst mir vor. – (Diener links ab) Ganz deutlich hab' ich's doch aber vernommen. Von dorther ist der Ruf gekommen. Und mir war, als packte es mich mit eisigen Händen an –

DIE STIMME DES TODES Jedermann! (Echo) – dermann

JEDERMANN Wieder der Ruf! Vielleicht ein Geist? Doch schaut mich an, ich, der reiche Jedermann, ich, der ich an nichts sonst glaube, ich glaube jetzt an Spuk und Ammenmärchen und dergleichen Sachen. Ha, ich könnte über mich selbst wohl lachen. – Und dennoch, ich tät darauf schwören, ganz deutlich meinen Namen zu hören. – Vielleicht doch ein Geist?

So höre, wer du auch immer seist, ein guter oder ein böser Geist, so komm doch, so zeig' dich doch –, – da, da kommt er einhergegangen, in langen schwarzem Gewand, bleich und knöchern die Hand – he, fort von meinen Stufen, dich habe ich nicht gerufen!

(Der Tod tritt langsam von rechts herein)

DER TOD Gerufen, ungerufen, ich komme wo und wie und wann ich will. Ich halte an keiner Türe still. Ob arm, ob reich, vor mir seid ihr alle gleich.

JEDERMANN Was willst du von mir?

DER TOD Mach dich bereit, du hast nur wenig Zeit.

JEDERMANN Komm ein andermal! Schau in den Saal, dort warten meine Freunde auf mich beim Mahl. – Dich habe ich nicht eingeladen! – He, laß mich vorbei – sonst könnt es sein dein Schaden! (Der Tod verwehrt ihm den Weg, Jedermann sinkt nieder) Was ficht mich dein kalter Ödem an? So ist es wahr, du willst mich holen, den Jedermann? Daran habe ich nie gedacht, daß ich sterben könnte. Niemals bedachte ich das Ende. Und nun stehst du mit einem Mal vor mir hier in diesem Saal. Was soll mit mir werden? Ich war kein guter Mensch auf Erden.

DER TOD Wem du im Leben dein Leben gabst, dem gehört es im Tod –

JEDERMANN Wem du im Leben dein Leben gabst, dem gehört es im Tod. O Tod, so kann ich jetzt nicht sterben. Es sollt denn sein, ich müsst in Ewigkeit verderben. Schau mich Armen. Hab einmal Gnade, einmal Erbarmen. Sag, Tod, gibt es keine Freunde für die letzte Not?

DER TOD Freunde für den Tod, Freunde für die letzte Not sind Glaube, Hoffnung, Liebe –

JEDERMANN Glaube, Hoffnung, Liebe, – die kenn ich nicht. Die waren im Leben nicht meine Freunde.

DER TOD So werden sie es auch nun nicht sein.

JEDERMANN Ich habe andere, bessere Freunde. Kennst du meinen Freund, den Dünnen Vetter? Kennst du meinen Freund, den Dicken Vetter?

DER TOD Die werden dir nichts nützen können.

JEDERMANN Lehr du mich meine Freunde kennen! Müsst es sein, sie würden sogar für mich in der Hölle brennen!

DER TOD Nun denn, zwar ward es noch nie gehört, doch dir sei als Exemplum die Gnade gewährt: Hast du mir heute bis Mitternacht einen Freund gebracht, der für dich in die Unterwelt will gehen, das Leben soll dich leben sehn!

(Er geht langsam nach rechts ab)

JEDERMANN Hab Dank! Du hast mir meine Hoffnung zurückgegeben. Wahrhaftig, der Tod schenkt mir mein Leben. – Denn jetzt brauche ich nur meine Freunde zu fragen. Sie werden es allsogleich für mich wagen. Ja, sie werden sich gar darum schlagen, für mich eintreten zu können, und muß es sein, für mich in der Hölle brennen. – Gleich rufe ich sie herbei. – Dünner Vetter, laß stehen den Wein! Dünner Vetter, komm zu mir herein! Dünner Vetter, herbei!

DER DÜNNE VETTER (eilt von links herbei) Welch ein Geschrei!

JEDERMANN Du sollst einen Gang für mich tun. Doch sag ich's gleich, der Weg ist weit.

DER DÜNNE VETTER Für dich laufe ich bis ans Ende der Ewigkeit.

JEDERMANN Fast wär's so weit. – So hör mich an: Dein Freund, der Jedermann, soll werden heut um Mitter-

nacht in die Unterwelt gebracht. Doch hat der Tod mir die Gnade gegeben, ich kann leben, so ich einen Freund finde, der für mich in die Unterwelt will gehen.

DER DÜNNE VETTER In die Unterwelt? Das ist freilich ein weiter Weg. So weit kann ich nicht gehen. Ich habe nämlich einen Krampf in den Zeh'n. (Er hinkt nach rechts ab)

JEDERMANN Das ist deine Freundschaft? – Der dünne Vetter war nie mein rechter Freund. Ich will den Dicken Vetter jetzo fragen, der wird nicht nein sagen. – Dicker Vetter! Dicker Vetter, laß stehen das Mahl! Komm herbei aus dem Saal, Dicker Vetter, herbei!

DER DICKE VETTER (eilt von links herbei) Was soll dein Geschrei?

JEDERMANN Du sollst mir einen Gefallen tun.

DER DICKE VETTER Ich will nicht rasten noch ruhn.

JEDERMANN Du bist mein bester, mein einziger Freund! So höre, heut um Mitternacht soll ich werden in die Unterwelt gebracht. Doch hat der Tod mir die Gnade gegeben: Ich kann leben, so ich einen Freund finde, der für mich geht. Ich weiß, du sagst nicht nein, du gehst für mich in die Unterwelt hinein. – (Der Dicke Vetter schweigt) Sag doch etwas, sprich, ja, du gehst für mich! – Ich will dir auch alles geben, all meinen Reichtum, all mein Geld, alle Schätze dieser Welt, alles, alles will ich dir geben: nur rette mein Leben!

DER DICKE VETTER In die Unterwelt? Das ist erstens viel zu weit. Zweitens hab ich dazu keine Zeit. Drittens kann das gar nimmer sein, ich hab den Rheumatismus im linken und im rechten Bein.

(Er humpelt nach rechts ab)

JEDERMANN Das ist also eure Freundschaft. O, im Leben ja, mit all meinen Gästen bei frohen Festen, da wart ihr allezeit da. Aber jetzt in der Not, in der Gefahr, laßt ihr mich allein. Ich muß nun selber leiden alle Not und Pein. Ach, und die Mitternacht ist nah. Wo finde ich da noch einen Freund, einen Freund für den Tod? (In gesenkter Haltung langsam rechts ab)

DRITTES BILD

KASPER (tritt rechts herein) Ein schönes Haus, ein feiner Saal. Doch nichts zu hören und nichts zu sehen von einem Freudenmahl. – Den Dicken Vetter und den Dünnen Vetter, die hab ich beide eben gesehn; die sind davongelaufen, als sei ein ganzer Korb voller Wespen hinter ihnen hergewesen. – Doch schau an, die Schwester vom reichen Herrn Jedermann. Und weint wohl sogar und trauert sehr. Ei, Schwester, so komm nur einmal her. Warum trauerst du denn?

DIE SCHWESTER (tritt langsam von links herein) Ich weine um meinen Bruder. Mein Bruder muß sterben.

KASPER Da wein doch nicht. Es gibt was zu erben.

DIE SCHWESTER So mein Bruder stirbt, muß er in die Hölle hinein und leiden die ewige Pein.

KASPER Ja, jeder kommt dort hin, wo er hingehört ...

DIE SCHWESTER Aber mein Bruder hat doch auch seine Seele ...

KASPER Ja, aber eine ganz schwarze.

DIE SCHWESTER Kein Mensch ist so schlecht auf Erden, er könnte nicht dennoch errettet werden.

KASPER Vielleicht hast du recht. Aber dein Bruder scheint mir gar zu schlecht.

DIE SCHWESTER Noch ist mein Bruder nicht verloren. Der Tod selbst hat ihm eine Gnade gegeben, mein Bruder kann leben, wenn er heut bis Mitternacht einen Freund gebracht, der für ihn in die Unterwelt will gehen.

KASPER Na, das ist ja wunderschön. Er hat doch so gute Freunde: Den Dünnen Vetter und den Dicken Vetter. DIE SCHWESTER Die sind davongelaufen. KASPER Siehst du! Für solche Freunde kann man sich nichts kaufen. Warum schafft sich auch der reiche Herr Jedermann ausgerechnet solche Freunde an?

DIE SCHWESTER Willst du nicht für ihn in die Unterwelt gehen?

KASPER Ich? - He, das wäre noch schöner als schön! -Nein, nein, zu mir hat er gesagt: Kasperle, hat er gesagt, du bist nicht mein Freund. Geh, dich kann ich nicht gebrauchen. Schau an, du bist ein armer Mann, geh, geh - (Er drängt sie von der Szene) ach, Schwester, laß das Weinen sein – (Er holt sie auf die Szene zurück) ich kann doch niemanden weinen sehn. Schwester, wüßt ich, es wäre wirklich noch nicht zu spät, wer weiß, was der Kasper für dich und deinen Bruder tät. – Schwester, hör mich an. Ich habe einen Plan. Dein Bruder muß erst einmal in die Hölle hinein und etwas kosten und schmecken von der Höllenpein. Hernach will ich in die Hölle runtergehn und dort ein wenig nach dem rechten sehn. Und wenn es sein muß, deinen Bruder aus der Hölle holen und bei der Gelegenheit einmal ganz gehörig den Teufel versohlen! (Kasper geht mit der Schwester ab. Zwölf Uhrschläge)

JEDERMANN (tritt langsam von rechts herein) Nun ging ich um und in allen Gassen und suchte fort und fort in allen Straßen nach einem Freund für den Tod. Ich habe keinen gefunden. Das Leben gab mir keinen für meine letzten Stunden. So steh ich am Ende allein. Muß selbst leiden alle Not und Pein. Weh mir, daß ich geboren bin. Ich bin in Ewigkeit verloren!

(Er sinkt an der Spielleiste nieder. Höllenfeuer. Blitz und Donner. Der Teufel erscheint und zieht Jedermann in die Tiefe)

VIERTES BILD

(Der Oberteufel übergibt dem Unterteufel der Reihe nach Jedermann, den Dünnen Vetter und den Dicken Vetter)

DER OBERTEUFEL Hinab mit euch und allsogleich in den heißen Höllenofen hinein. Bring sie hinunter auf die Sohle. Spar nicht mit Feuer, spar nicht mit Kohle. Ich selber komme dann hinunter und mache sie munter und werde sie packen und zwicken und zwacken. Ho, nun lernt ihr die Hölle kennen. Nun sollt ihr schmoren, braten, brennen allezeit in Ewigkeit!

(Er geht ab. Kleine Pause. Dann Klopfen und Kasper erscheint von rechts)

KASPER Nach der Temperatur zu urteilen, muß dies die Hölle sein. Hm, und nach Pech und Schwefel riecht es auch. He, da zieht's herauf, haha, durch dieses kleine Löchelchen kann ich wahrhaftig in den Höllenofen hinunterschauen. – Ja, schaut an, dort unten sitzt ja mein Nachbar, der Herr Jedermann. – Hoho, das wird ja immer netter, der Dünne und der Dicke Vetter! – Ja und wer hätte das gedacht, aus ... (Er nennt den Spielort) haben sie auch schon etliche runtergebracht. (Während Kasper noch an der Spielkiste das Hinabschauen mimt, ist des Teufels Großmutter hinter ihn getreten und tippt ihn an)

DES TEUFELS GROSSMUTTER He, was soll das heißen? KASPER O, entschuldigen Sie vielmals, Herr Teufel!

DES TEUFELS GROSSMUTTER Ich bin nicht der Herr Teufel. Ich bin seine Großmutter. Und wer bist du?

KASPER Ich bin der Kasper. Und ich möchte meinen Nachbarn, den reichen Mann, wieder aus der Hölle herausholen.

DES TEUFELS GROSSMUTTER Das geht nicht. Wer einmal drin ist, bleibt drin für alle Zeit und Ewigkeit. Du kannst ihn nicht herausholen. Das ist einfach unmöglich.

KASPER Beim Kasper ist kein Ding unmöglich. Ich hole ihn heraus.

DES TEUFELS GROSSMUTTER Du holst ihn nicht heraus! Warte nur, kommt mein Ältester erst her, der Luzifer, der frisst dich auf mit Haar und Haut! Hui! (Sie fliegt mit Gepfeife und Getöse davon)

KASPER Großmutter! Großmutter! Alle Achtung, die Alte ist aber noch flott auf den Beinen. (Er schaut wieder in die Tiefe) Aber es hilft alles nichts. Ich hab's dem Schwesterlein versprochen. Und was der Kasper verspricht, das hält er auch. Ich werde in den Höllenofen hinuntersteigen. So, erst mit dem rechten Bein, dann mit dem linken Bein.

DER OBERTEUFEL Ho, nun komm ich selber her, der Luzifer! Wer bist du?

KASPER Ich möchte meinen Nachbarn wieder aus dem Höllenofen heraushaben. Ich bin nämlich der Kasper.

DER OBERTEUFEL O weh! (Er saust ab)

KASPER Hm, hier scheine ich eine Respektsperson zu sein! DER OBERTEUFEL (mit dem Dünnen Vetter, hernach mit dem Dicken Vetter, die aber Kasper sogleich zurückschickt. Schließlich bringt er Jedermann nach oben) Aber den gebe ich nicht heraus!

KASPER Her damit! Ich zähle bis drei! Her damit, oder ich schlage dir deine Hölle entzwei! (Der Oberteufel ab. Kasper richtet die zusammengesunkene Gestalt des Jedermann auf) Mir will scheinen, der steht noch ein wenig schwach auf den Beinen. - Komm, Herr Jedermann, laß uns schnell an die frische Luft nach draußen gehen! Der Hölle sagen wir Adieu und Nimmerwiedersehn!

FÜNFTES BILD

- KASPER (von rechts, langsam gefolgt von Jedermann) Links herum. Rechts herum. Und nun geradeaus: Herr Jedermann, so, da ist euer Haus.
- JEDERMANN Nein, das ist alles nicht wahr. Ein Gaukelspiel der Hölle. Ich bin dem Teufel längst auf der Spur. Du bist auch nicht der Kasper, du bist sein Abbild nur.
- KASPER Aber Herr Jedermann, ich hab dich doch aus der Hölle geholt.
- JEDERMANN Wie soll ich das glauben? Und wie hätte ich das verdient? Mein Unrecht auf Erden, wie hätte ich das gesühnt?
- KASPER Tja, nach Recht und Unrecht geht es nicht immer auf Erden. Denn wer von uns wollte da noch selig werden. Ich habe es auch nicht dir zuliebe getan. Aber deine Schwester meinte, es wäre kein Mensch so schlecht auf Erden, er könnte nicht dennoch gerettet werden. Und darum hab ich's getan, Herr Jedermann, auf daß du fängst ein neues Leben an.
- JEDERMANN Das wäre wahr? Nun, so will ich's hier versprechen und in Ewigkeit mein Wort nicht brechen: ich, der reiche Herr Jedermann fange nun ein neues Leben an!
- KASPER Und nie mehr kommen falsche Freunde in dein Haus?
- JEDERMANN Kämen welche, sie sollten gleich hinaus. Du, Kasper, du und deine Gretel, ihr sollt künftig meine Freunde sein. Kasper, komm gleich mit in mein Haus hinein.
- KASPER Geh nur allein in dein Haus. Deine Schwester weint sich schon die Äuglein aus. Hernach zu aller Nutz und Frommen, will ich gern mit meiner Gretel zu dir kommen. (Er führt den reichen Mann nach links zu dessen haus) Und ich will schnell zu meiner Gretel gehen.

Sie freut sich ganz gewiß auch auf's Wiedersehn! – Gretel! Du mein kreuz –, du mein kreuzbraves Mädel, du!

GRETEL (von rechts) Kasper, lieber Kasper!

KASPER Meine liebe Gretel!

GRETEL Ach, du bist wieder da! Und der reiche Herr Jedermann?

KASPER Ich habe ihn gerade aus der Hölle geholt.

GRETEL Hast du damit recht getan?

Kasper Er fängt ein neues Leben an. Darauf gab er mir sein Wort.

GRETEL Und wenn er's nicht hält?

KASPER Bringe ich ihn frisch und munter gleich wieder in die Hölle runter. Und ein zweites Mal kommt er dann nicht wieder raus.

GRETEL Und seine Freunde?

KASPER Die kommen auch nicht mehr in sein Haus. Kämen welche, er würfe sie gleich wieder hinaus. Doch dich und mich, uns beide lädt er zu sich ein, wir sollen künftig seine Freunde sein.

GRETEL Ach, mein guter Kasper!

KASPER (zum Publikum) Wir müssen nun zum Herrn Jedermann gehen. Und euch da unten sagen wir Adieu und auf Wiedersehn. Aber ihr sollt noch nicht gleich nach Haus. Der Kasper tanzt mit seiner Gretel den Kehraus!

(Kasper tanzt mit Gretel einen Ländler oder eine Polka und beschließt damit das Spiel).

Ende

Der Ein-Zwei

War der Ein allein kam der Zwei So waren sie Drei Und der Ein nicht mehr allein Im Spiegelreflex waren sie sogar Sechs Da gingen Vier vor die Tür Und Ein und Ein waren endlich Zwei Und dabei doch allein



Puppen aus dem Nachlass Denneborg. Foto: Internationale Jugendbibliothek München

Vorsicht beim Fratzenschneiden

Da war ein Löwe im Zoo, der war seines Daseins nicht froh. Bei Gelegenheit riß er aus gegenüber ins Wärterhaus und versteckte sich im Klo. – Merke: Lieber im Klo als im Zoo.

Da war mal eine Schnecke, die flitzte um die Ecke. Doch dieser Scherz überforderte ihr Herz. Drum blieb sie auf der Strecke. – Merke: Langsam, aber sicher.

Da waren mal zwei Katzen, die schnitten gegenseitig Fratzen, um sich zu necken. Doch dann, o Schrecken! gebrauchten sie die Tatzen. – Merke: Vorsicht beim Fratzenschneiden.

Da waren mal zwei Tanten, die hielten sich einen Elefanten. Doch mit der Zeit, da wurden sie ihn leid und schenkten ihn Verwandten. – Merke: Verwandten etwas mitbringen

Da war mal eine Schlange, eine sieben Meter lange. Wenn jemand auf sie spuckte, dann ruckte, zuckte, duckte sie sich und war furchtbar bange.

– Merke: Nicht bange machen lassen.

Bonnie und Olli

Es gibt Hundemenschen, und es gibt Katzenmenschen. Als Hundemenschen bezeichnet man Menschen, die einen Hund gern haben. Katzenmenschen sind Menschen, die eine Katze lieber mögen.

Es gibt auch Menschen, die beide zu schätzen wissen, Hund und Katze.

Viertens gibt es Menschen, die weder Hund noch Katze mögen. Das beruht meist auf Gegenseitigkeit. Hund und Katze mögen nämlich solche Menschen ebenfalls nicht leiden. Und ehrlich gesagt, ich auch nicht!

Aber was fangen wir mit dieser Weisheit in einer Familie an? Bei Beckmanns, zum Beispiel, ist Herr Beckmann Hundemensch. Er brachte eines Tages einen wunderschönen braunen Langhaardackel mit nach Hause. Das Hundchen schenkte er seiner Frau, obwohl Frau Beckmann eher ein Katzenmensch war. Sie ließ es sich jedoch nicht anmerken. Sie gewöhnte sich sogar sehr an das Tier. Nach einiger Zeit wußte sie kaum eine Antwort darauf, ob sie nun mehr ein Hundemensch oder ein Katzenmensch wäre. Aber da war noch Gitta, das Töchterchen – sie hieß eigentlich Brigitte – war recht enttäuscht gewesen, als der Dackel ins Haus kam. Sie wußte mit Bonnie nicht viel anzufangen. Der Hund ließ sich nicht einmal im Puppenwagen spazieren fahren.

»Unsere Gitta ist nicht tierlieb«, sagte Herr Beckmann zu seiner Frau. »Darüber bin ich recht betrübt.«

»Da kenne ich unsere Gitta besser«, bemerkte Frau Beckmann. »Sie ist eben ein Katzenmensch.«

»Das verstehe ich nicht«, konnte Herr Beckmann nur sagen.

»Darf ich dir verraten, was unsere Gitta sich zum Geburtstag wünscht?«

»Nun?«

»Eine Katze.«

Herr Beckmann war zunächst sprachlos.

»Unmöglich«, sagte er dann. »Wie stellt sich unser Kind das vor? So gern ich ihr ein Kätzchen gönnen würde, aber Hund und Katze unter einem Dach? Das geht niemals gut!«

»Es kommt auf einen Versuch an«, meinte Frau Beckmann. Und da Herr Beckmann schwieg, schien es eine beschlossene Sache zu sein. Gitta bekam zum Geburtstag eine Katze.

Es war ein junger schwarzer Kater mit weißen Pfoten und einer weißen Halskrause.

Als Frau Beckmann mit dem Katzenkorb die Wohnung betrat, wurde sie von Bonnie mit Knurren empfangen. Sie stellte den Korb beiseite und füllte den Freßnapf des Dackels. Er bekam die feinsten Dinge vorgesetzt. Den Katzenkorb öffnete Frau Beckmann auf der Veranda. Ein Schälchen mit Milch stand schon bereit.

Bonnie stürzte sich über seinen Festschmaus. Zuweilen blickte er auf, kam auch einmal bis zur Verandatür und knurrte.

Das Kätzchen schleckte die Milch und ließ sich nicht stören.

Nach beendeter Mahlzeit standen die beiden sich erstmals gegenüber, Katz und Hund.

Beiden sträubten sich die Haare.

Bonnie knurrte.

Das Kätzchen schnurrte.

Das war alles.

Frau Beckmann sprach das Schlußwort: »Entweder ihr vertragt euch, oder ich schicke euch alle beide davon! Verstanden?«

Sie hatten verstanden. Jedenfalls schien es so. Außerdem darf man nicht vergessen, daß beide Tiere ihre Mahlzeit hinter sich hatten. Beide waren gesättigt, und satte Tiere sind nicht so angriffslustig wie hungrige.

Ja, und nun kam Gitta aus der Schule.

»Mieze, meine liebe Mieze«, jubelte das Mädchen. Dankbar umarmte es die Mutter. Dann hob es das Kätzchen aus dem Körbchen und drückte es an sich. Bums, war Bonnie zur Stelle. Und diesmal knurrte er nicht, er bellte.

»Mein Kätzchen so zu erschrecken, schäme dich!« schalt

»Pst!« machte die Mutter. Sie erklärte dem Mädchen: »Du musst nun ganz diplomatisch vorgehen, Gitta. Das heißt, du darfst Bonnie nicht zeigen, daß du nur das Kätzchen liebhast. Das macht ihn nämlich eifersüchtig. Darum bellt

»Aber es ist doch meine liebe, liebe Mieze!«

»Gewiß, gewiß! Aber nun sollen beide zusammen in unserer Wohnung leben, Katze und Hund. Das weißt du doch, ja?« Das Kind nickte.

»Bonnie wird sich bald an dein Kätzchen gewöhnen, glaube ich. Übrigens, deine Mieze ist ein kleiner Kater. Du solltest dir einen hübschen Namen für ihn ausdenken.«

Gitta überlegte.

»Oliver«, schlug sie vor.

»Oliver?«

»Ja, wir haben in unserer Klasse einen Jungen, der Oliver heißt. Den Jungen mag ich gut leiden. Das soll heißen«, verbesserte sich das Mädchen, »ich finde den Namen Oliver schön.«

Beim Namen Oliver blieb es nicht. Der Kater bekam den Kosenamen »Olli«. Wenn Oliver im Haus oder im Garten verschwunden war und man ihn rufen mußte, dann klang es so schon besser: »Olli, Olli, Olli, Olli!«

Wenn man »Olli!« rief, kam auch Bonnie herbei. Und rief man nach Bonnie, so war auch Olli zur Stelle.

Es muß gesagt werden, daß sich Hund und Katze gut aneinander gewöhnten. Mehr noch, daß sie sich miteinander vertrugen. Sie bellten und fauchten einander nicht an. Nicht mal die Freßnäpfe machten sie sich streitig. Im Gegenteil, sie beschnupperten gegenseitig ihr Futter und ihre Trinkschale, und manchmal schleckte der Dackel sogar an der Milch des Katers. Und Olli duldete es.

Im übrigen lebten Katze und Hund ihr Eigenleben. Ging Bonnie mit Herrn und Frau Beckmann spazieren, so blieb Olli lieber zu Hause. Und Gitta blieb ebenfalls daheim und leistete ihm Gesellschaft.

Das sah Herr Beckmann nicht gern. »Unser Kind muß mehr nach draußen, an die frische Luft«, sagte er.

»Aber nur, wenn Olli auch mitgeht«, wehrte sich Gitta. Ihr mögt es glauben oder nicht, Olli machte fortan alle Spaziergänge mit. Der Kater bekam wie der Hund ein Halsband. Im Getriebe der Stadt ging er an der Leine. Und sobald sie draußen im Freien waren, strolchten beide munter davon.

Ein Pfiff, ein Rufen: »Bonnie, Bonnie! Olli, Olli!«, und beide waren wieder zur Stelle.

Gitta bekam zum erstenmal Ferien, Sommerferien. Jetzt tauchte die Frage auf: »Wo werden wir die Ferien verbringen? In den Bergen oder am Meer?« Denn Bonnie und Olli sollten natürlich mit in die Ferien fahren.

Die Fahrt als solche war kein Problem. Katz und Hund waren schon des öfteren auf Autofahrten mitgenommen worden. Bonnie nahm dann seinen Platz auf dem Boden der Beifahrerseite ein, Olli saß oder lag am liebsten hinten im Wagen. Er hatte sogar begriffen, daß man links oder rechts in der Ecke bleiben musste, damit Herr Beckmann den Blick im Rückspiegel frei hatte.

In die Berge also?

Oder ans Meer?

Schließlich war sich die Familie darüber einig, im Sommer ans Meer und im Winter in die Berge zu fahren.

Nun sind Katzen wasserscheu, und Dackel machen sich aus Schwimmen im Salzwasser auch nicht viel. Es kam noch eine Schwierigkeit hinzu: Viele Hotels wollen heutzutage nicht einmal von Kindern etwas wissen, geschweige denn vom Mitbringen von Tieren. Wer kennt nicht die Abbildungen von Katz und Hund mit dem Spruch: »Du musst draußen bleiben«?

Äber es gibt gottlob auch kinderliebe und tierfreundliche Hotelbesitzer. Einige sind sogar darunter, die geradezu zum Mitbringen von Kindern und Tieren auffordern. Ich persönlich kenne einen Badeort an der holländischen Nordseeküste, wo man gebeten wird, die anderwärts mißliebigen Kinder und Tiere um jeden Preis – zum halben sogar – mitzubringen.

Die Beckmanns fuhren mit Kind, Katze und Hund an die Nordsee. Und es wurde für alle ein wundervoller Sommer.

Noch einfacher war es im Winter. Für die Zeit von Weihnachten bis Dreikönige mieteten die Beckmanns eine Ferienwohnung in den Bergen.

Herr Beckmann hatte vorsichtigerweise beim Besitzer angefragt, ob sie ihren Dackel und ihren Kater mitbringen dürften. Übrigens wären beide stubenrein und obendrein verträgliche Wesen.

Der Besitzer hatte geantwortet: »Von mir aus können Sie auch einen Löwen oder einen Affen mitbringen. Hauptsache, es wird kein Porzellan kaputtgemacht. Schlimmstenfalls muß es ersetzt werden.«

Also fuhr man getrost in die Berge.

Herr und Frau Beckmann ließen sich vom Skilift den Hang hinaufziehen und genossen auf den Brettern die Abfahrt. Gitta rodelte lieber und nahm anfangs Bonnie und Olli mit auf den Schlitten. Aber Katze und Hund machten sich nicht viel daraus. Sie blieben lieber in der Skihütte und lagen am warmen Ofen.

Es gab für die Beckmanns keine Unfälle und keine Aufregungen. Bis zum letzten Nachmittag, am Tag vor der Abreise.

Die Eltern und die Tochter kamen in die Hütte und wurden von Bonnie mit freudigem Bellen begrüßt.

»Und Olli?« fragte Gitta.

Herr Beckmann zeigte zum Fenster, das einen Spalt breit geöffnet war.

»Nach draußen entwischt«, stellte er fest. »Macht einen Spaziergang oder sonst was und kommt zurück, sobald es ihm passt.«

Es wurde dunkel, es wurde Abend, die Nacht brach herein. Olli war nicht zurückgekehrt.

Gitta wollte nicht zu Bett gehen. Als ihr Kopf auf die Tischplatte sank und sie schließlich eingeschlafen war, trug die Mutter das Kind ins Schlafzimmer.

Das Fenster blieb einen Spalt offen. Doch Olli kehrte in dieser Nacht nicht zurück.

»Da hilft nichts«, erklärte Herr Beckmann, »wir fahren ohne Olli nach Hause.«

Da hättet ihr Gitta erleben sollen! »Ihr könnt ruhig fahren, ich warte hier auf meinen Olli!«

Doch am übernächsten Tag musste Herr Beckmann wieder in seinen Dienst, und für Gitta waren die Ferien zu Ende. Die Mutter wusste Rat: »Also bleiben wir noch einen Tag. Auch wenn Vater die ganze Nacht durchfahren muß.«

Und wer hat das Ferienglück gerettet? Niemand anders als Bonnie!

Er hat sich auf die Spur des Katers gesetzt und schließlich den streunenden Olli am anderen Ende des Dorfes aufgefunden. Dort lag er mit blutender Pfote im Schnee, zerrissen und zerschunden.

Wie sich das für einen apportierenden Jagdhund gehört, hat Bonnie den jammernden Olli im Genick gepackt und zur Hütte zurückgetragen.

»Gott sei Dank«, sagte Herr Beckmann und atmete erleichtert auf.

Frau Beckmann dagegen tröstete Gitta und sprach: »Die Hundemenschen haben es leichter. Aber wir mit unseren Katzen, wir müssen mit allem rechnen.«

Der kleine Herr Groß und der große Herr Klein

Es passiert in der großen Pause. Wir hopsten, sprangen oder gingen die Stufen vom Schulgebäude zum Schulhof hinunter, Schüler von der Sexta bis zur Prima, kleine Burschen und baumlange Kerls. Unser Größter, Reinhold, faßte dabei einen vor ihm scheinbar zu langsamen Mitschüler unter die Achseln, hob ihn hoch und sagte: »Nun laß mich mal vorbei, Kleiner!«

Der Kleine drehte sich empört um und zischte: »Was fällt Ihnen ein! Ich werde Sie melden!«

Der Kleine war unser Studienrat Groß. Er machte ernst mit seiner Drohung, und Reinhold mußte zu Herrn Klein, unserem Direktor. Das böse Versehen konnte beigelegt werden. Und obgleich Herr Groß unser Mathematiklehrer und Reinhold in Mathe keine Leuchte war, ergaben sich aus diesem Zwischenfall keine Nachteile. Jedenfalls rächte sich Herr Groß nicht durch »An-die-Tafel« oder dergleichen.

Anders war dann der Fall zwischen dem kleinen Herrn Groß und dem großen Herrn Klein.

Herr Groß war damals unser Klassenlehrer. Und weil er so klein war und vom Parkettboden aus kaum über unsere Köpfe hinweggeschaut hätte, stand er auf einem Podium, welches sich längs der Tafel hinzog.

Nur in unserem Klassenzimmer befand sich ein solches Podium. Gab Herr Groß in anderen Räumen Unterricht, so kniete er auf dem Stuhl hinter seinem Pult. Außerdem verwendete er dabei ein dickes Sitzkissen. Er vergrößerte sich auf diese Weise jedoch nur in den unteren Klassen, die über solches Gebaren nicht zu lachen wagten.

Damals wurde das neue Gymnasium fertig. Unsere alte Penne vermachte man einer Realschule, und wir durften in den Neubau ziehen.

Es war zu Beginn des Schuljahres, und ich werde nie die erste Unterrichtsstunde im neuen Schulhaus vergessen.

Wir Primaner standen an Tischen und Wänden herum wie Anfänger in einem Tanzlokal und warteten auf die Verteilung der Plätze. Aber unseren eintretenden Klassenlehrer interessierten weder die ersten noch die letzten Sitzreihen. Sein Blick geisterte zwischen Tafelwand und Katheder.

Das Pult stand zu ebener Erde. Das Podium fehlte.

»Mein Podium, wo ist denn mein Podium?« murmelte der Lehrer ein über das andere Mal. Er öffnete die Klassentür und warf einen Blick in den langen Flur. Er öffnete sogar ein Fenster und schaute nach draußen. Nichts.

Der herbeigerufene Hausmeister hob nur die Schultern. Er hieß Hase, tatsächlich, und wußte von nichts.

Wo war das Podium geblieben? Nach und nach sprach es sich herum, und auch wir Schüler erfuhren das Geschehene.

Also, hatte der Städtische Baurat gemeint, nun zöge man bald um vom alten Schulhaus in das neue Gebäude. Und was hätte dort solch ein altmodisches Möbel wie dieses klotzige Podium zu suchen?

Tja, hatte sich Herr Direktor Klein nur geäußert.

Und nach der späteren Untersuchung des Falles hatte der Baurat daraus ein Einverständnis zum Abtransport auf den Städtischen Bauhof gesehen. Und dort hatte man das Podium zu Kleinholz verarbeitet.

Die folgenschweren Ereignisse nach diesem Zwischenfall waren: Die Schulkommission und Elternpflegschaft mißbilligten auf das Energischste die Handlungsweise von Baurat und Direktor.

- Der kleine Herr Groß bekam ein nigelnagelneues Parkettpodium gezimmert.
- Der Schülerbeirat, einschließlich aller schlechten Matheschüler, stellt sich eindeutig hinter den kleinen Herrn Groß.
- Das Schulkollegium sprach sich in einer Sitzung offenkundig für die Ansprüche des kleinen Kollegen Groß aus

und verurteilte einstimmig die undemokratische Handlungsweise des großen Herrn Klein. Der große Herr Klein nahm sich die Angelegenheit so sehr zu Herzen, daß er sich noch im selben Jahr an eine andere Schule versetzen ließ.

Tabak und Pflaumenkuchen

»Denneborgs Heini«, sagte Butkes Heini zu mir, »Sonntag gehen wir rauchen lernen, Utechs Fritz und ich. Du kannst mitkommen, wenn du willst.«

Weil ich nicht sogleich eine Antwort gab, sagte Butkes Heini: »Nun sag nur, daß du schon ein Schmöker bist. Das glaube ich dir nicht. Eher glaube ich, daß du feige bist.« »Ich bin nicht feige«, sagte ich. Aber ich wollte mein Taschengeld nicht verplempern. Der Vater zu Hause priemte Kautabak und rauchte Pfeife. Da lagen keine Zigaretten herum. Und Butkes Heini und Utechs Fritz meinten gewiß nur Zigaretten, wenn sie vom Rauchenlernen sprachen. Butkes Heini schien meine Gedanken zu erraten, denn er sagte: »Übrigens, Utechs Fritz bringt am Sonntag alles zum Rauchen mit.«

Für Utechs Fritz war das kein Kunststück. Der Vater war Friseur und verkaufte außer Haarwasser, Seifen, Kämmen auch Zigarren, Zigaretten, Schnupf-, Rauch- und Kautabak. Am Sonntag gleich nach dem Mittagessen trafen wir uns zu dritt und pilgerten zum Westerholter Busch. Utechs Fritz hielt an der einen Hand einen mit Bindfaden verschnürten Schuhkarton. »Halt mal«, sagte er und reichte mir die Schachtel.

»Die ist aber schwer«, staunte ich.

Nun ja, weil Utechs Fritz gesagt hatte, wir würden eine Wanderung zum Kapellchen machen, hatte ihm seine Mama für uns drei noch etliche Stücke Pflaumenkuchen eingepackt.

Auf dem gefällten Baumstamm einer dicken Buche ließen wir uns nieder, Fritz in der Mitte und wir beiden Heinis links und rechts von ihm. Wir baumelten vergnügt mit den Beinen und verputzten zunächst den Pflaumenkuchen. Utechs Fritz überließ uns den Löwenanteil, weil er schon keinen Pflaumenkuchen mehr sehen mochte, soviel hätten sie zu Hause davon, sagte er.

Nach dem Kuchenessen begann Utechs Fritz mit dem Unterricht.

»Habt ihr schon mal geraucht?« fragte er.

Wir nickten beide.

»Ihr habt schon mal geraucht. Aber ihr könnt noch nicht richtig rauchen«, belehrte uns Fritz. »Und das will ich euch jetzt beibringen. Ich rauche euch erst mal eine Zigarette vor. Aufgepaßt.«

Utechs Fritz entnahm dem Schuhkarton ein ganzes Bündel von Zigaretten, Zigarillos und Zigarren. Er steckte eine Zigarette schräg in den Mund.

»Feuer!« befahl Fritz.

Während Butkes Heini in seiner Hose herumkramte und einige Kastanien und ein Taschenmesser hervorholte, gab ich gleich zu, daß ich keine Zündhölzchen bei mir hatte. »Hab ich mir doch gedacht«, murmelte Fritz, und ließ wie ein Zauberkünstler aus der hohlen Hand ein Feuerzeug aufflackern.

Und wie Utechs Fritz das Rauchen verstand! Durch die festgeschlossenen Lippen pustete er uns den Rauch zu. Durch die Nasenlöcher blies er. Ja, er konnte sogar Kringel formen. Das war ein Raucherlehrer!

»Oho«, sagte Utechs Fritz, »das ist noch gar nichts. Ich kann den Rauch sogar aus den Ohren kommen lassen.« »Haha!« lachte Butkes Heini. »Das kenne ich.«

Und weil er es schon kannte, so mußte ich mich hinter Utechs Fritz stellen, meine Hände auf seiner Brust falten und seine Ohren beobachten.

Fritz tat einen tiefen Zug, und noch einen, aber ich bemerkte keinerlei Rauch aus seinen Ohrmuscheln. Dafür spürte ich plötzlich einen glühenden Schmerz auf dem Handrücken.

Butkes Heini tat einen Jubelschrei und rollte rückwärts vom Baumstamm.

Ich aber wurde böse, trat Utechs Fritz in die blaue Sonntagshose und sagte: »Ich gehe nach Hause!«

»Sei kein Frosch«, beruhigte mich Fritz. »Entweder lernst du nun rauchen oder nicht.«

»Ich will ja«, sagte ich und gab unentwegt Speichel auf die angebrannte Stelle. »Aber kommt mir nicht mit solchen Gemeinheiten.«

Danach nahmen wir dann den Unterricht ernst. Wir lernten Ziehen und Schmökern, Paffen und richtig Rauchen. Und weil Utechs Fritz gesagt hatte, daß wir erst Feierabend machten, wenn alles restlos verqualmt wäre, mußten wir uns beeilen.

So kam es, daß wir ihm eine eben erst angerauchte Zigarette hinhielten und fragten: »Fritz, Kippe?«

Und wenn er antwortete: »Kippe!«, so durften wir den Glimmstengel wegwerfen und etwas Neues anzünden, eine Zigarette, einen Zigarillo oder auch eine Zigarre. Zwischendurch verschwand Butkes Heini im Unterholz, und als er zurückkehrte, fragte Utechs Fritz: »Ist dir schlecht geworden?«

»Ich mußte nur mal.«

»Groß oder klein?«

»Klein.«

Wenig später mußte auch ich verschwinden und schließlich sogar Utechs Fritz.

Wir saßen dann noch eine ganze Weile schweigend auf dem Baumstamm und glotzten in den Buchendom über

Wir hatten nichts dagegen, daß Fritz die letzten Zigaretten und Zigarren an uns verteilte und sagte: »Die könnt ihr zu Hause rauchen. Für heute ist Schluß.«

Wir verabschiedeten uns an der Ecke von Dröges Wirtschaft.

»Nächsten Sonntag gehen wir wieder«, rief er uns nach. »Aber ohne diesen Schiet-Pflaumenkuchen!«

Eine Million für ein Wildpferd

Das mag ein wenig übertrieben klingen: Eine Million für ein Wildpferd! Man kann nämlich schon mit einer Mark zu einem Wildpferd kommen.

Es hat sich mittlerweile herumgesprochen, daß es heutzutage noch richtige Wildpferde gibt. Nicht nur in Amerika, Kanada und Asien. Auch in Europa. Sogar in Deutschland. Genauer gesagt: in Westfalen, in der Nähe von Dülmen. Heute auf den Tag, um diese Stunde, leben dort im Merfelder Bruch zwischen Heide und Moor, in den Wäldern und Niederungen an die zweihundert Wildpferde. Und jedes Jahr, immer am letzten Samstag im Mai, ist Wildpferdetag in Dülmen. Da werden die Wildpferde aus den Wäldern herausgetrieben und am Rande der Wildbahn in die Arena geschleust.

Stellt euch ein Stadion vor, über dreißigtausend Zuschauer aus allen Teilen Deutschlands und zu einem Drittel aus dem benachbarten Holland. Und viele, viele Kinder sind darunter.

Jetzt beginnt ein grandioses Schauspiel. Aus der Wildpferdeherde werden die einjährigen Wildhengste herausgegriffen. Das hört sich so einfach an. Aber zehn Bauernburschen haben Last und Mühe, ein Pony zu packen und ihm schließlich ein Halfter über Kopf und Mähne zu streifen. Das eingefangene Tier bäumt sich auf, schlägt und tritt und zuckt zusammen, wenn es schließlich angeseilt wird und mit einem heißen Eisen das Wappen des Herzogs von Croy eingebrannt bekommt.

Übrigens, der Herzog von Croy ist der Besitzer der Herde. Und Wildpferde gibt es im Merfelder Bruch in seiner Familie seit Jahrhunderten.

Jedes Jahr werden an die zwanzig oder dreißig der eingefangenen jungen Wildhengste versteigert oder auch verlost. Wenn du Glück hast, kannst du mit einem Los für eine Mark ein Wildpferdpony gewinnen. Dann brauchst du

nicht mit eurem alten Mercedes nach Hause zu fahren, du könntest auf einem Wildpferd nach Hause reiten ...

Aber das würde ich dir nicht anraten. Das Wildpferd muß sich erst einmal an Sattel und Zaumzeug gewöhnen.

Dann jedoch ist solch ein Wildpferd ein ideales Reitpferd für Jungen und Mädchen. Bettina hatte sich schon immer eins gewünscht.

Bettina war eins der vielen Kinder, die mit den Eltern zum diesjährigen Wildpferdetag gekommen waren. Bei der Verlosung hatte Bettina kein Glück gehabt, aber Bettinas Vater vertröstete sie auf die Versteigerung.

»Was für eine Versteigerung?« fragte sie.

Der Vater erklärte: »Eine Versteigerung ist ein Verkauf an denjenigen, der am meisten bietet.«

Und da ging es schon los.

Der Versteigerer, der Auktionator, schlug mit einem Holzhammer auf sein Pult und rief:

»Ein untadeliges, gesundes Wildpferd aus dem Merfelder Bruch. Fünfhundert zum ersten, fünfhundert zum zweiten! Wer bietet mehr?«

Die Stimmen von den Rängen boten fünfhundertzehn und fünfhundertzwanzig.

»Zum ersten, zum zweiten ...«

»Fünfhundertfünfzig! Sechshundert!« kamen die Zurufe.

»Sechshundert zum ersten, zum zweiten und zum ...«

»Siebenhundert!«

»Achthundert!«

»Neunhundert!«

Und dann wurde es stiller. Noch eine Stimme meldete: »Tausend!«

»Und wenn nun niemand mehr als tausend bietet? Was dann?« fragte Bettina aufgeregt ihren Vater.

»Dann saust der Hammer nieder, und der Auktionator ruft: ›Zum dritten! Und dann bekommt der Mann, der tausend geboten hat, das Pferd.« Der Versteigerer rief: »Tausend zum ersten, tausend zum zweiten und tausend zum ...«

»Eine Million!« schrie Bettina mit ihrer hellen, klingenden Kinderstimme.

»Niemand mehr als eine Million?« rief der schon fast heisere Auktionator. »Eine Million zum ersten! Eine Million zum zweiten! Eine Million zum dritten!« Und der Hammer knallte auf das Pult.

Das Publikum lachte und schrie.

Bettinas Vater sagte nur: O Gottegott!«

Der Auktionator rief: »Wer die Million geboten hat, bitte herkommen!«

Bettina war aufgesprungen.

»Nun geh schon«, sagte Bettinas Vater.

Bettina trat an das Pult des Versteigerers.

»Das ist dein Pferd. Und nun, bitte, eine Million!«

»Ja, die habe ich geboten. Das ist also mein Wildpferd.«

»Her mit der Million!« lachte der Auktionator.

»Eine Million habe ich nicht«, erklärte Bettina. »Aber es heißt doch, wer am meisten bietet, der bekommt das Wildpferd. und ich habe am meisten geboten: eine Million!«

Der Herzog von Croy war hinzugetreten. Er rief über Mikrofon und Lautsprecher:

»So viel hat noch niemand für ein Wildpferd aus dem Merfelder Bruch geboten. Eine Million! Das Mädchen braucht die Million nicht zu bezahlen. Ich schenke der kleinen Bettina das Pferd!«

Von den Rängen tönte Klatschen und Bravorufen.

»Und was fangen wir nun mit dem Wildpferd an?« fragte die Mutter.

Nun ja, zunächst blieb es erst mal in Dülmen. Der Oberförster Düssel übernahm es für Futtergeld in seinen Stall. Und dann mußte es eines Tages abgeholt werden. Ja, was brauchte man für ein Wildpferd, auch wenn es gezähmt war? Futter und einen Stall.

Zum Glück wohnten Bettinas Eltern nicht in einem Hochhaus. Der Vater stellte sein Auto auf die Straße, und die Garage wurde zu einem Stall eingerichtet.

Das Futter? Und die Pflege des Wildpferdes? Um beides mußte sich fortan Bettina sorgen, aber sie tat es gern. Auch einen Namen mußte das Wildpferd haben. Bettina nannte es Millio. Oder abgekürzt einfach Jo.

Geschichten von Jussuf

Wettkampf mit dem Drachen

Ein blaßblauer Himmel spannte sich eines Wintertages über das Land Afghanistan, von den schneebedeckten Gipfeln des Hindukusch im Norden bis zu den Salzwüsten im Süden, von den Gebirgszügen am Kyberpaß bis zu den Bergen im Westen.

Auf der Hochebene, 1800 Meter über dem Meeresspiegel, liegt die Hauptstadt Kabul, ein riesiger dichtbebauter Bezirk mit einem Randstreifen von einstöckigen Häusern und niederen Hütten, errichtet aus Stroh, Kamelmist, Lehm, Sand und Wasser.

An diesem Morgen schien es nichts als Blau und Gelb zu geben – das sanfte kalte Blau des Himmels und das Gelb der vielen, vielen Lehmwürfel. Plötzlich jedoch tauchten bunte Tupfen in diesem Gleichmaß auf, schwarze, rote und grüne Tupfen, die aus den Häuserwürfeln hervorstiegen und sich leuchtend von dem wolkenlosen Himmel abhoben. Wie bunte Vögel schwirrten sie in der glasklaren Luft. Nun erschienen auch kleine Jungen, halbwüchsige Burschen und selbst ein paar erwachsene Männer. Sie standen auf den flachen Dächern der Lehmwürfel und schickten an Fäden und Leinen die bunten Windvögel auf die Reise und ließen sie hoch und höher steigen.

Lautes Johlen und vielfältiges Getöse begleiteten den Flug der Drachen. Die Jungen, die Burschen und die Männer stießen und rempelten sich gegenseitig an, um das Vorwärtskommen der Mitbewerber zu verhindern. Sie sprangen von einem Dach zum anderen und kreuzten die Leinen. Sie zogen und rieben die Fäden aneinander, und wurde eine Schnur zerrissen und der bunte Vogel stürzte in wilden Kopfstößen auf ein fernes Dach oder in einen Garten, dann erhob sich ein geradezu höllisches Geschrei. Wer es fertigbrachte, die meisten Drachen zum Absturz zu brin-

gen und die Nebenbuhler von den Dächern zu zwingen, der galt als Sieger. Er zählte die niedergerungenen Drachen und die Zahl der Dächer und erklärte voller Stolz: »Ich bin der Herr von zwanzig und mehr Häusern.«

Zu einer Gruppe dieser Drachenkämpfer hatte sich Jussuf gesellt. Er war der Sohn eines Mützenmachers, ein krausköpfiger Junge von noch nicht zehn Jahren. Es war ihm leid, vom Hof des elterlichen Hauses am Kabulfluß das Windvogelspiel für sich allein betreiben zu müssen, obgleich seine jüngeren Geschwister großen Spaß daran hatten. Sie jubelten, wenn ihr Bruder mit frosterstarrten Fingern die Garnrolle abspulte; sie tobten, wenn der rote Vogel einen Purzelbaum schoß, und vergaßen dabei die eigenen kalten Hände.

Aber diese Art der Zerstreuung wollte Jussuf nicht länger gefallen. Er packte Rolle und Vogel und ging entschlossen davon. Die Geschwister, die hinter ihm herdrängten, schickte er barsch zurück und warf das Gartentor mit einem Knall ins Schloß.

Einige Straßenzüge weiter hörte er die Rufe der Drachenkämpfer. Vom Innenhof eines zerfallenen Lehmhauses gelang ihm der Aufstieg zur Umrandung eines flachen Daches. Da hockte er sich erst einmal nieder. Die Großen, die sich hier oben tummelten, schienen ihn nicht zu bemerken. Nur ein Junge, der nicht viel Alter war als er, fragte herablassend: »Was suchst du denn hier?«

Jussuf hob seinen roten Vogel in die Höhe: »Ich will mit euch kämpfen.«

»Ha!« prustete der Junge los. »So ein Knirps klettert auf die Dächer, um mit uns zu kämpfen. Wie heißt du?« »Jussuf.«

»Ich heiße Latif. Also komm, Jussuf. Wenn dir dein Vögelchen lieb ist und du keine Angst um dein Leben hast, will ich mit dir kämpfen. Bleib hier stehen – ja, ganz recht – und ich gehe auf die andere Seite.«

Jussuf war so aufgeregt, daß er mit dem Start nicht zurechtkam.

Latif half ihm. »Abrollen!« kommandierte er, und Jussufs Drachen hob sich in die Luft.

Dann ließ Latif seinen eigenen Drachen aufsteigen. Im Handumdrehen gewann er an Höhe und war schnell über Jussufs roten Vogel hinaus.

»Nun komm herüber auf meine Seite«, rief Latif. »Aber vorsichtig. Du darfst nicht mitten über die Dachfläche rennen, sonst brichst du ein. Halte dich schön am Rande.« Jussuf nickte und tappte gehorsam an der seitlichen Hauskante entlang. So gut es ging, behielt er seinen Drachen dabei im Auge.

»Bleib jetzt am hinteren Dachende stehen«, befahl Latif.

»Du kannst deine Rolle noch weiter abspulen.«

»Sie ist schon am Ende«, sagte Jussuf bedauernd.

»Das macht nichts«, tröstete Latif. »Dein Vogel steht hoch am Himmel. Allah könnte ihn gewiß greifen, wenn er wollte.« Und leiser, nur für sich, fügte er hinzu: »Aber das werde ich jetzt besorgen.«

Sie wechselten ihren Standort. Latif kroch unter Jussufs Leine hindurch und ging – mit der Rolle in der erhobenen Rechten – auf die andere Seite.

»Du schleifst mein Garn«, beschwerte sich Jussuf.

»Das muß ich auch.«

Die beiden Leinen rieben aneinander. Latif zog an und ließ wieder nach. Er schob die Rolle von rechts nach links und holte weiter aus.

»Du sägst meinen Faden durch«, rief Jussuf.

»Darauf kommt es ja an«, lachte Latif.

Nun begann Jussuf ebenfalls mit Ziehen und Zerren, Reiben und Sägen.

Plötzlich gab es einen Ruck. Die Garnrolle prallte Jussuf an den Leib. Entsetzt blickte er auf seinen Drachen, der in wilden Spiralen auf die Lehmwürfel hinabtrudelte. »Mein schöner Vogel«, jammerte er. »Mein – «

»Jetzt ist er mein Vogel«, verbesserte Latif. »Ich habe ihn erlegt, und nun gehört er mir. Wir müssen miteinander um ihn rennen. Wenn du früher an der Absturzstelle bist als ich und ihn erwischt, gehört er wieder dir. Komm, komm–Aber wir wollen lieber durch die Straßen laufen statt über die Dächer –«

Sie kletterten hinunter und rannten eilig durch die schmalen Gassen.

»Hier müsste es ungefähr gewesen sein«, stellt Latif schließ-lich fest.

Während sie aufgeregt Umschau hielten, tauchte ein Bursche auf, der einen roten Vogel unter den Arm geklemmt hielt und eine Leine aufwickelte.

Jussuf stürzte auf ihn und wollte ihm den Drachen entreißen. »Mein Vogel!« rief er.

Der Große schlug ihm auf die Finger.

»Nichts da, Jussuf«, erklärte Latif. »Er hat den Vogel zuerst berührt. Nun gehört er weder dir noch mir. Er ist jetzt sein rechtmäßiges Eigentum.

Jussuf schluckte.

»Du kennst eben die Spielregeln noch nicht«, tröstete Latif. »Du bist ja auch zum ersten Mal dabei.«

Sie liefen den gleichen Weg zurück, und als sie ihren Ausgangspunkt erreichten, fragte Latif: »Wie ist es? Kommst du wieder mit hinauf?«

»Was soll ich da? Ich habe doch keinen Drachen mehr«, murmelte Jussuf.

»Aber du könntest zusehen«, schlug Latif vor. »Es ist beinahe so spannend, als wenn du selber mitkämpfst. Mir geht es jedenfalls so. Ich kann um einen fremden Drachen zittern wie um meinen eigenen.«

Jussuf schüttelte den Kopf. Aber er folgte Latif und kletterte hinter ihm wieder auf den Rand des Daches.

»Wir kommen gerade im rechten Augenblick«, rief Latif begeistert.

Auf dem Nachbarhaus lagen zwei Burschen in einem heftigen Wettstreit. Jussuf riß die Augen auf. Er staunte über die großen Vögel und wunderte sich nicht weniger über die starken Leinen, die wie dicke Bälle auf Stäben aufgerollt waren.

»Guck doch mal – glitzern die Leinen oder glitzern sie nicht?« fragte Latif. »Es gibt nämlich Draufgänger, die ziehen ihre Leinen durch Leim und Glasstaub, damit sie dem Gegner schneller das Garn durchschneiden können.« Jussuf heftete seine Augen scharf auf die Zugschnüre. »Ich glaube, die Leinen glitzern nicht«, stellte er fest.

»Nein, sie glitzern nicht«, bestätigte Latif. »Ehrliche Kämpfer würden so etwas auch nie tun. Doch was schert das die Leute manchmal? Der König jedenfalls ist dagegen, und die Regierung hat es verboten. Es soll schon Schreckliches dabei passiert sein, heißt es.«

Das Ringen vor ihren Augen ging seinem Höhepunkt entgegen. Die Männer auf den anderen Dächern hatten ihre Vögel heruntergeholt oder die Leinen festgestellt. Sie ließen die Drachen – mit einem Stein beschwert – einfach liegen und verfolgten den Kampf. Wilde Rufe umschwirrten die beiden letzten Gegner und feuerten sie immer wieder neu

»Es ist gleich so weit«, erklärte Latif. »Wenn der Vogel fällt, dann nichts wie hinterher, hörst du? Vielleicht hast du Glück und legst als erster deine Hand auf den Drachen. Dann gehört er dir, Jussuf.«

Plötzlich erscholl ringsum ein wilder Schrei: Der größere der beiden Drachen, ein riesiger schwarz-roter Vogel, war geschlagen. Der eisige Wind fegte ihn zunächst noch ein Stück in den blauen Himmel hinein, dann begann er zu trudeln und zu schaukeln und landete schließlich mit einem Kopfsturz auf einem Dach nicht allzu weit entfernt. Latif faßte Jussuf am Ärmel und rief: »Los!«

Ȇber die Straße«, wollte Jussuf einwenden.

»Nichts da. Wenn du den Vogel haben willst, mußt du über die Dächer. Da hilft jetzt gar nichts –«

Latif lotste Jussuf über die Mauerränder. Es war wie bei einem Hürdenrennen. Sie lagen mit den ersten Läufern ziemlich an der Spitze, als sie das Absturzdach erreichten. Es war im wahrsten Sinne ein Absturzdach. Die Vorderen ließen sich auf den Boden fallen. Die Nachfolgenden warfen sich darüber und die Nächsten ebenfalls.

»Komm, komm«, rief Latif, »hinein in den Trubel.« Entschlossen zerrte er Jussuf zu dem zappelnden Menschenknäuel hinüber. Das Dach war groß und breit. Mitten darauf befand sich ein rundes Loch, aus dem Rauch von der Feuerstelle im Haus abzog.

Alles geschah in Sekundenschnelle. Plötzlich brach die Lehmdecke wie unter einem Donnerschlag zusammen. Mit Geschrei und Gejohle rutschten und fielen die Kämpfer in die Tiefe, und über dem schmalen Lehmhaus stieg eine riesengroße Staubwolke empor.

Ein Schatz fällt vom Himmel

Jussuf schlenderte am Kabulfluß entlang. Er hielt sich nahe an den Häuserwänden auf der Schattenseite. Trotz der Hitze hüpfte er von Zeit zu Zeit ein oder zwei der vorstehenden Stufen hinauf, oder er verließ für einige Augenblicke den Schatten, lehnte sich über die Ufermauer und starrte auf das Strombett.

»Trocken wie meine Kehle«, murmelte er vor sich hin. »Und so etwas nennt sich Fluß.« Er wandte sich wieder den schützenden Lehmmauern zu. Doch da war die Hitze fast unerträglich.

»Wasser, Wasser«, stöhnte Jussuf heiser.

Da machte es schwapp – und eine Dusche ergoß sich über seinen Kopf. Der Junge blickte die Hauswand hinauf.

Oben verschwand eine vermummte Frau. In ihren Fingern glaubte er ein Geschirr zu erkennen.

»Zum Teufel!« rief Jussuf und ballte die Fäuste.

»Scheitan!«

Eine Hand legte sich auf seine Schulter. Ein Mullah stand neben ihm und zürnte: »Wie kannst du so fluchen? Beim Propheten, du solltest dich schämen. Ein Junge, noch keinen zwölf, dreizehn Jahre alt, und flucht wie ein Kameltreiber!«

Jussuf hielt beide Arme von sich. »Schau her: Unrat hat dieses Weib des Scheitans über mich ausgegossen«, empörte er sich

»Ja, ja«, nickte der Mullah. »Wenn ich nicht zur Seite gesprungen wäre, hätte es mich auch erwischt. Aber es sollte dich treffen. Es war Allahs Wille. – Friede sei mit dir, mein Sohn.« Er ließ den Jungen stehen und ging seines Weges. Auch Jussuf bummelte weiter, behielt dabei jedoch die Häuserwände mit ihren Fensteröffnungen mißtrauisch im Auge.

Endlich hatte er den Garten seines Onkels erreicht.

Das Grundstück war von dicken hohen Lehmmauern umgeben, auf die sicherheitshalber Flaschenschrott und Glasscherben geschichtet waren. Trotzdem hatten Diebe es unlängst fertiggebracht darüber zu klettern, ohne sich die Pulsadern zu zerschneiden. Die gerissenen Spitzbuben hatten einfach eine Matratze als Aufleger benutzt. Ein anderes Mal waren sie mit zwei Leitern gekommen. Mit der einen hinauf, mit der anderen hinunter – schlaue Burschen. Sie hatten sämtliche Früchte geerntet: Pistazien, Orangen, Pfirsiche und Aprikosen – selbst die halbreifen Granatäpfel hatten sie mitgehen lassen.

Nun wollte Önkel Abdullah seinen Neffen als Polizisten anstellen. Jussuf hatte um ein Gewehr gebeten oder wenigstens um eine Pistole, aber der Onkel hatte sich geweigert und gesagt, solche Waffen gehören nicht in Kinderhände. Zum Glück besaß Jussuf wenigstens das Messer aus Schari-

kar, der berühmten Messerstadt. Er streichelte es zärtlich und dachte dabei an zwei Kamele und einen kleinen Esel, an Onkel Alam, an Rahim und auch an Sarina ... Gegen Spatzen und Elstern hatte Onkel Abdullah ein paar Vogelscheuchen aufgestellt. Außerdem hingen an Bäumen und Sträuchern funkelnde Bleche. Jussuf musterte sie prüfend und beschloß, zur zusätzlichen Abwehr eine Waffe zu benutzen, die er selber erfunden hatte. Er füllte ein Pulverhorn mit kleinen Steinen, dann brauchte er nur einmal heftig damit zu rappeln, und schon würde die Meute der gefiederten Spitzbuben auf und davon stieben. Er war sehr stolz auf seine Idee – genauso wie auf seine Schleuder, eine Flitsche, die er mitsamt der Munition stets bei sich trug. Schließlich hatte der kleine David mit einer solchen Waffe zu seiner Zeit den Riesen Goliath besiegt.

Jussuf hockte im Schatten der Gartenmauer und überlegte, ob er sich einen Pfirsich oder eine Aprikose - oder beides pflücken sollte. Da raschelte es neben ihm. Er zog erschrocken die Beine an. War das etwa eine Schlange gewesen? Vorsichtig erhob er sich, aber er stand noch nicht ganz auf den Füßen, als ihm etwas schwer auf den Kopf plumpste.

Jussuf taumelte und rieb sich die Augen.

Am Boden vor ihm lag ein kleiner Sack mit Trageriemen. Es schien eine Hirtentasche zu sein. Und sie war prall gefüllt. Während er sich verwundert danach bückte, hörte er von jenseits der Mauer eine Stimme: »Scheitan!«

Jussuf blickte auf und gewahrte oben an der Mauer einen Turban und darunter ein Paar blitzende Augen. Da hing also jemand draußen an der Lehmwand. Ein Spitzbube, ein Räuber oder Bandit. Den Sack hatte er wohl als Aufleger benutzen wollen – aber das war fehlgeschlagen.

»He! Wirf die Tasche zu mir herüber«, keuchte der Fremde. »Wenn du die Tasche zurückhaben willst, mußt du erst einmal sagen, warum du sie in unseren Garten geworfen hast«, antwortete Jussuf beherzt.

»Sohn des Scheitan! Die Tasche, oder ich komme 'rüber! – Warte nur – gleich bin ich da und bringe dich um!« Jussuf bekam es mit der Angst zu tun, obwohl er sah, daß der Mann sich nur mit Mühe Zentimeter um Zentimeter an der Mauer empor zu schieben vermochte. »Laß gut sein – ich werfe den Sack hinüber!« rief er und holte aus. Aber der Wurf mißlang, und als der Beutel aufschlug, klang es metallisch. Gold – durchfuhr es den Jungen – Schätze. »Giftkröte«, zischte der Bandit, als Jussuf sich eilig daranmachte, die Lederriemen zu lösen. »Jetzt ist es zu Ende mit dir!« Er unternahm eine letzte verzweifelte Anstrengung, den Mauerfirst zu erreichen. Aber da war Jussuf bereits im Anschlag, und die Steinkugel aus der Schleuder sauste los. Ein Aufschrei, und der Angreifer stürzte auf der anderen Seite zu Boden.

Jussuf starrte entsetzt um sich. Er hielt den Atem an und lauschte. Nur dieser eine Schrei war zu hören gewesen. Jetzt rührte sich nichts mehr hinter der Mauer. Es war totenstill. Dem Jungen brach der Angstschweiß aus. O Allah, ich werde ihn doch nicht getötet haben? dachte er verzweifelt. Dann hob er die Hirtentasche auf und wollte sie über die Schulter hängen. Ach, zum Teufel, wieder das Geklingel! Er schleuderte den Sack gegen die Mauer. Dann zog er eine Baumleiter aus dem Gezweig und lehnte sie vorsichtig an die Wand. Behutsam schob er sich von Sprosse zu Sprosse, den Blick starr nach oben gerichtet; er tastete forschend den Mauerrand ab und wagte schließlich einen Blick auf die andere Seite. Er mußte sich mit aller Kraft dazu zwingen, weil er fürchtete, das Opfer seiner Steinschleuder zusammengebrochen auf der Erde liegen zu sehen. Aber nichts dergleichen – keine Spur von einem Banditen. Kein Tropfen Blut im Sand.

Oh – aber dort! Am Ende der Straße rannte ein Mann im Zickzack von einer Seite auf die andere, von zwei Polizisten verfolgt. Eine Schar Kinder lief um die Wette mit. Wieder versuchte der Bandit sein Heil mit einer Mauer, – da erwischte einer der Schutzmänner den Flüchtigen am Bein. Doch der Räuber konnte sich losreißen, trat seinem Gegner mitten ins Gesicht und entkam.

Die Polizisten und die Kinder sausten um die Ecke und verschwanden in den Seitengassen.

Glück im Unglück

Die Kinder hatten nicht bemerkt, daß der Agha Rahim hinter ihnen stand. Er mischte sich ein, um den Streit zu schlichten. »Ein Geschimpfe wie unter Kameltreibern«, spottete er. »Nun ja – es war ein heißer und anstrengender Tag. Es wird Zeit, daß ihr euch schlafen legt.«

Er brachte zunächst Sarina zu Bekannten und führte danach Jussuf zu seiner Schlafstelle. Er klopfte ihm auf die Schulter und sagte: »Vergiß nicht, daß Sarina dir das Eselchen geschenkt hat, mein Junge.«

Jussuf biß trotzig die Lippen aufeinander. Doch als er auf dem Schaffell lag und in aller Ruhe nachdenken konnte, fand er das Angebot gar nicht so übel. Gewiß, Sarina hatte ihn beleidigen wollen. Aber ihr Vater hatte es ernst gemeint. Jussuf rutschte zum Zeltrand und steckte den Kopf ins Freie. Über ihm funkelten die Sterne am Himmel. Von den Lagerfeuern drang fröhliches Gelächter herüber.

»Mein kleiner Esel«, sagte Jussuf zu sich selbst und kroch Stück für Stück aus dem Zelt hinaus. »Mein Esel«, wiederholte er. »Ich will nach meinem Eselchen sehen.«

Wie ein Nachtwandler tappte er vorwärts, mied sorgfältig die Gruppen der schwatzenden Männer an den Feuerstellen und erreichte schließlich die Weideplätze.

Plötzlich griff eine Hand nach ihm. Ein Wächter stand vor ihm und versperrte den Weg. »Wohin?«

»Zu Morro.«

»Wer ist Morro?«

»Mein Esel.«

Jussuf wunderte sich nicht wenig, als er unversehens vor Agha Rahims Tieren stand. Er löste die Leine vom Pflock und kletterte auf das Eselchen.

Am besten reite ich gleich mit ihm davon, überlegte er. Wer weiß, vielleicht tut es dem Rahim morgen früh schon leid ... Wenn er und Sarina aufwachen, bin ich längst in Scharikar. Oder soll ich nach Kabul reisen?

Er versuchte sich zu orientieren. Trotz der Dunkelheit konnte er die Bergkette hinter dem Fluß erkennen. Gut – und Morro wollte nach der anderen Seite – bestimmt strebte er heim in seinen Stall in der Karawanserei. Das konnte nichts schaden.

Sie mochten eine Stunde unterwegs sein, als der kleine Esel sich anschickte, ein schmales Flußbett zu durchqueren. Jussuf konnte sich nicht erinnern, auf dem Hinweg diese Stelle passiert zu haben. Aber er tröstete sich: Morro würde sich schon auskennen. Vielleicht gab es zwei Wege nach Scharikar – und überhaupt, mußte er denn nach Scharikar? Er wollte weder in die Karawanserei noch in die Messerschmiede zurück.

»Nach Kabul!« rief er dem Esel zu und streichelte ihm die Ohren. Doch Morro, der anfangs munter dahingetrabt war, lief immer langsamer.

Inzwischen war der Mond aufgegangen. Die Umrisse der Bergketten zeichneten sich schwarz und scharf am Himmel ab. Bäume wurden sichtbar und schließlich Felder mit Sträuchern und Weinstöcken.

Wo Weinstöcke sind, sollten auch Häuser sein. Und wo Häuser sind, müssten Menschen wohnen, sagte sich Jussuf. Aber das erste Bauwerk am Weg war ein verfallener Stall oder Schuppen, und dort hielt das Eselchen endgültig an. »He, Morro!« rief der Junge und klatschte mit der Hand auf Hals und Rücken seines eigensinnigen Gefährten. Dann versuchte er es mit zärtlichem Kraulen. Nichts. Der Esel stand wie ein Denkmal und rührte sich nicht.

Jussuf schwang sich hinunter und zog an der Trense. Morro reckte den Hals trotzköpfig wie zuvor. Plötzlich zuckte Jussuf zusammen. Hatte da nicht jemand gehustet? Aus einer Fensterluke des Stalles lugte ein Kopf mit funkelnden Augen, und eine verschlafene Stimme rief: »Was soll das?«

Der Kameltreiber! durchfuhr es Jussuf.

Der Mann kam heraus und fragte mürrisch: »Woher kommst du?«

»Von den Kutschis aus Kapisa«, antwortete Jussuf zitternd. »Wir müssen nach Hause. Aber mein Esel bockt und will nicht mehr weiter.«

»Du hast mich um meinen Schlaf gebracht«, knurrte der Mann. »Was tun wir jetzt? Wir werden ein Feuer anzünden und uns die Zeit mit einem Spiel vertreiben.«

Er nahm mit spitzen Fingern einen kleinen Stein vom Boden auf. Dann hockten sie sich einander gegenüber auf die Erde, und der Mann hielt die Hände auf dem Rücken. »Links oder rechts?« fragte er.

Eine ganze Weile ging es so hin und her. Plötzlich schnaubte er unwillig: »Mit nichts macht es keinen Spaß. Hast du Geld?«

»Nur wenig«, gab Jussuf widerwillig zu.

»Also gut. Spielen wir um Geld«, befahl der Mann.

Im flackernden Schein des Feuers glaubte Jussuf eine Narbe an der Oberlippe seines Gegenübers zu erkennen. Er gewann und verlor, aber er hatte keine Freude daran, daß er die meisten Spiele gewann.

Schließlich sagte der Fremde: »Ich bin blank. Gib mir die Hälfte zurück, und wir spielen weiter.«

Und sie spielten weiter, bis Jussuf die Augen zuzufallen drohten.

Am Ende verlor er das ganze Geld.

Der Fremde grinste und häufte Scheine und Münzen vor seine Füße. »Das Geld soll dir gehören. Aber dafür verkaufst du mir den Esel.«

Jussuf schüttelte den Kopf. »Den Esel verkaufe ich nicht.« »Gut«, sagte der Mann und steckte das Geld ein. »Gehen wir schlafen. Ich denke, wir sind beide müde genug.« Damit verschwand er im Stall, und Jussuf kauerte sich verwirrt neben das Feuer.

Ein schriller Schrei riß ihn aus dem Schlaf. Es war heller Tag.

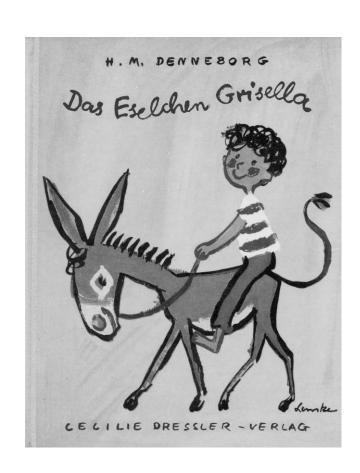
Der Mann von gestern abend saß auf Morro und versuchte, ihn mit Stockschlägen anzutreiben.

Jussuf sprang auf und rief: »Mein Eselchen! Laß meinen Esel in Ruhe!«

Der Fremde kümmerte sich nicht um den Jungen und prügelte weiter. Da packte Jussuf wilde Wut. Er suchte in seiner Tasche nach der Schleuder und hob einen Stein vom Boden auf.

Der Schuß saß. Mit einem Schrei sprang der Mann von dem Esel herunter und lief davon.

Zwei Bauern tauchten hinter den Ställen auf, und Jussuf murmelte: »Das war wohl mein Glück ...«



Geschichten vom Eselchen Grisella

Im Mittelländischen Meer liegt die Insel Elba. Diese Insel ist nicht nur darum so berühmt, weil dort einmal der Kaiser Napoleon gewohnt hat. Die Insel Elba ist auch deswegen so berühmt, weil sie die Heimat des Eselchens Grisella ist.

Nun wollt ihr mich auslachen und sagen: »Wir haben noch nie im Leben etwas von Grisella gehört. Zwar wissen wir einiges über den Kaiser Napoleon. Aber über Grisella? Wer hätte schon einmal etwas von Grisella gehört?

»Gut«, sage ich. Und ich frage euch: »Habt ihr dieses Buch vom Eselchen Grisella überhaupt schon gelesen? Nein? Nun, so ist es wahrlich kein Wunder, daß ihr nicht im Bilde seid.

Darum will ich euch jetzt die Geschichte erzählen. Aber glaubt ja nicht, ich flunkere und Grisella ist von mir erfunden worden. Es gab einen Kaiser Napoleon, und es gab ein Eselchen Grisella. Und wer es nicht glauben will, der soll sich nur einmal an Ort und Stelle überzeugen.

Zunächst fährst du mit der Eisenbahn nach Italien bis zu der verräucherten Hafenstadt Piombino. Dort nimmst du ein Schiff, meinetwegen den Dampfer La bella Cristina, und läßt dich zur Insel bringen. Nach zwei Stunden gehst du im Hafen von Portoferraio an Land und bist schon auf der Insel Elba. Du wanderst durch die Weingärten nach Westen und kommst in den kleinen Ort Procchio.

Du brauchst nicht lange zu suchen, eins von den vier Häusern ist das Ristorante, das Wirtshaus. Es gehört dem Renzo. Das ist nicht nur ein geriebener Wirt, sondern ein kunstfreudiger Mann noch dazu. Er hat ein Herz für die zahlreichen Maler, die vom Frühling bis zum Herbst viel malen und wenig zu essen haben. Ein Maler aus Florenz bekam einen ganzen Monat lang soviel Makkaroni, wie er nur essen wollte und konnte. Dafür malte er an einem einzigen Tag in einer Stunde den großen Kaiser Napoleon.

Das Bild des Kaisers prangt nun auf der weißen Hauswand. Dazu die Inschrift: ›Hier hat Napoleon nie gegessen.‹ Später wurde von einem boshaften Maler noch hinzugefügt: ›Er wußte warum!‹

Aber Grisella? Schiebe den Vorhang aus Fliegenketten beiseite und tritt in Renzos Speisesaal. Es ist wahrhaftig ein Saal, und früher einmal saßen unter diesem Tonnengewölbe fromme Brüder und eifrige Mönche. Heute speisen dort arme und reiche Leute aus allen Ländern der Erde. Nun wirf einen Blick auf die große Wand über dem Eingang. Siehst du das Eselchen da?

Das ist das Eselchen Grisella.

Ein Maler aus Mailand bekam von Renzo einen ganzen Monat lang jeden Tag soviel Makkaroni wie er nur essen wollte und konnte. Außerdem brachte der Maler seine Frau mit, die ihm die Farbtöpfe halten mußte. Auf diese Weise wurde das Bildnis von Grisella noch teurer, als das Bildnis des großen Kaisers Napoleon.

Und die Geschichte vom Eselchen Grisella? Du könntest Renzo danach fragen. Aber vielleicht glaubst du ihm nicht. Es ist möglich, daß seine Erzählung ebenso wenig stimmt, wie die Rechnung, die er dir nach dem Essen über den Nachtisch macht, den du gar nicht gegessen hast.

Ob wir Apollonio fragen sollen? Er hat keine Zeit. Apollonio verkauft Wein, Wasser und Ansichtskarten. Wenn er nicht Wein und Wasser verkauft, so sitzt er am Schalter und verkauft Briefmarken. Denn du mußt wissen, daß Apollonio der Posthalter von Procchio ist.

Ob vielleicht Meister Lieto über Grisella Auskunft geben kann? Meister Lieto, der lange, dürre Bäckermeister mit dem knochigen Mehlgesicht. Du hast kein Vertrauen zu ihm, weil man ihn morgens in aller Herrgottsfrühe von seiner Matratze holen muß. Wo bliebe das Brot, käme nicht Agostino mit der Schimpflitanei! Agostino vom Kramladen wirft zwischen Nacht und Tag den Bäcker aus dem Bett und zerrt ihn an den Backofen.

Agostino vom Kramladen solltest du befragen. Er hat auch Zeit für dich. Seine Frau Marietta wird inzwischen im Laden die Salami schneiden, Salz abwiegen und das Olivenöl in die Flaschen gießen. Setz dich zu Agostino auf die Mauer am Brunnen, und laß dir von ihm die Geschichte vom Eselchen Grisella erzählen.

Tino reitet zum Strand, und der Polizist schießt in den Himmel

Vor Apollonios Laden saßen Männer und spielten Karten. Andere gähnten oder schliefen. Bei den Männern saß auch der Polizist. Der Polizist hatte die Mütze im Nacken. Außerdem trug er weiße Handschuhe.

Als das Eselchen vorbeitrabte, blinzelte der Polizist. Er schob die Mütze über seine Augen und fragte: »War das nicht Grisella?«

Aber niemand gab eine Antwort. Die einen spielten Karten, und die anderen gähnten oder schliefen.

Der Polizist erhob sich von seinem Stuhl und sprach: »Das ist Grisella! Ich wette tausend zu eins, das ist Grisella.«
Die Kartenspieler spielten ruhig weiter. Da schlug der Polizist mit der Faust auf den Tisch, daß die Gläser klirrten.

»Habt ihr keine Augen im Kopf? Seht ihr's denn nicht? Das ist das Eselchen Grisella!«

Der Polizist sprang erregt auf die Straße und rief: »Heda! Halt! Heda!«

Aber das Eselchen trabte mit Tino ruhig weiter. Jetzt verschwanden sie bereits in den Büschen vor dem Strand.

Der Polizist wurde böse, faßte in die Pistolentasche und feuerte einen Schuß in den Himmel.

Ein Kartenspieler fiel vom Stuhl, die Schläfer sprangen entsetzt hoch und stimmten ein furchtbares Geheul an. Sie wollten sich auf den Polizisten stürzen. Aber der hielt sich die Männer vom Leibe und rief: »Ihr Dummköpfe! Ihr spielt Karten und schlaft und gähnt. Derweil trabt hier ein Dieb vorbei und reitet auf Petronellas Eselchen davon! Kommt, ihr Männer, wir wollen gleich hinterher!«

In der Tat, niemand außer Petronella hatte bis jetzt auf Grisellas Rücken gesessen.

Doch die Männer hatten keine Lust, in der Sonnenhitze zu laufen und einen Dieb zu verfolgen. Das sei Sache des Polizisten, sagten sie.

Sie spielten weiter Karten, schliefen oder gähnten.

So machte sich der Polizist allein auf den Weg, um den Eseldieb zu fangen.

Stolz wie ein König war Tino auf dem Eselchen zum Fischerhafen geritten. Die Fischer wollten ihren Augen nicht trauen, als sie Esel und Reiter erblickten. Aus dem Wasser und vom Strand stürzten die Knaben herbei und riefen: »Seht, unser Tino! Unser Tino auf dem Eselchen Grisella!« In diesem Augenblick trat schimpfend und keuchend der Polizist aus den Büschen und rief: »Heda! Haltet den Dieb!«

Als er näher herangekommen war, erkannte er den Knaben Tino.

»So, du bist es! Du hast also das Eselchen gestohlen.«

»Es ist mein Eselchen«, sagte Tino.

»Das ist das Eselchen Grisella. Es gehört der alten Petronella. Du hast es ihr gestohlen.

»Das ist mein Eselchen«, sagte Tino noch einmal.

»Warte Bürschchen«, drohte der Polizist.

»Das ist mein Eselchen. Die alte Petronella hat es mir geschenkt.«

»Das ich nicht lache!« höhnte der Polizist. »Herunter vom Eselchen, sage ich.«

Und als Tino sich nicht rührte, wurde er wild und schrie: »Herunter habe ich gesagt!«

Da stieg Tino vom Eselchen herunter.

»Das werden wir bald haben, mein Junge. Jetzt reiten wir sogleich zur alten Petronella, und dann sperre ich dich ein.

»Ich steige jetzt auf das Eselchen, und du gehst nebenher, verstanden?«

Tino nickte.

Der Polizist kletterte auf den Eselsrücken und rief: »He! Hopp!«

Das Eselchen rührte sich nicht.

Der Polizist schimpfte. Er streichelte das Eselchen. Er schlug das Eselchen. Aber das Eselchen rührte sich nicht von der Stelle.

Inzwischen hatten sich die Fischer und alle Kinder ringsumher angesammelt. Der Polizist schwitzte. Plötzlich machte das Eselchen einen Satz, und der Polizist rollte in den Sand. Die Fischer und die Kinder johlten und schrien vor Freude.

»Aufsteigen!« brüllte der Polizist. Und Tino stieg auf das Eselchen.

Dann schritt das Eselchen Grisella mit Tino auf dem Rücken gemächlich davon, und der Polizist ging nebenher. Die Kinderschar folgte hinterdrein.

Als man den Bauernhof der alten Petronella erreicht hatte, jagte der Polizist die Kinder davon.

Nach einer ganzen Weile kam der Polizist wieder aus dem Hause. Langsam ging er die Straße hinunter und setzte sich vor Apollonios Laden wieder auf seinen Stuhl. Er schob seine Mütze in den Nacken und sprach: »Dieser kleine Strolch. Aber denkt euch, es ist wirklich so. Petronella hat dem Tino, diesem Landstreicher, wahrhaftig das Eselchen Grisella geschenkt.«

Tino springt vor Freude in die Luft

Es war ein Shetlandpony und halb so groß wie das Eselchen. Es besaß eine lange Mähne, hatte funkelnde Augen und war schneller als Grisella.

Betty war begeistert, und selbst Tino mußte zugeben, daß es ein schönes Tier war.

Das Mädchen gab seinem Pony den Namen Mucky.

Der Name passte gar nicht schlecht, denn das Pferdchen hatte anfangs seine Mucken. Es wollte sich nicht reiten lassen, und Tino hatte seine Last damit. Endlich war es soweit, Betty konnte allein auf dem Pony reiten, Mucky wurde brav und warf das Mädchen nicht mehr von seinem Rücken herunter.

Auch an Grisella hatte Mucky sich nicht gewöhnen wollen. Anfangs biß das Pony immerzu das Eselchen. Da brachte Tino die beiden Tiere weit genug auseinander.

Aber was Tino betrübte, war etwas anderes. Betty kümmerte sich überhaupt nicht mehr um Grisella. Nicht ein einziges Mal war sie seit ihrem Geburtstag auf dem Eselchen geritten. Ja, sie schaute Grisella überhaupt nicht mehr an. Kam Betty in den Stall, so sagte sie: »Guten Tag, Mucky!« Und kein Wort zu Grisella.

Um so mehr streichelte Tino das Eselchen und tröstete es. Doch das Schlimmste kam erst noch. Der Gärtner holte Grisella, und das Eselchen mußte Unkraut und Mist fahren.

Das konnte Tino nicht mit ansehen. er lag die halbe Nacht wach, saß in seinem Bett und weinte. Er weinte und schluchzte bitterlich.

Darüber erwachte das Eselchen unten im Stall und fragte: »Warum weinst du, Tino?«

»Weil ich es nicht länger ertragen kann.«

»Was kannst du nicht länger ertragen?« fragte Grisella.

»Wie man dich behandelt.«

Grisella lachte und sprach: »Oh, mir ging es noch nie so gut wie in diesen Tagen. Du streichelst mich immerzu und sagst mir liebe Worte in das linke, schwarze Ohr. Auch der Gärtner ist ein guter Mensch.«

»Aber du mußt Mist fahren«, sagte Tino und schluchzte wieder.

»Ja, und?« fragte das Eselchen. »Lieber Mist fahren, als ein verwöhntes Kind auf dem Rücken reiten lassen.«

»Ja, und deine Ehre? Deine Würde?« fragte Tino.

»Davon verstehe ich viel zu wenig«, antwortete Grisella. »Aber verdiene ich nicht mein Brot auf ehrliche Art und Weise? Und womit verdiene ich eher mein Brot, mit dem Mistfahren oder mit dem Reiten?

»Du hast schon recht«, entgegnete Tino. »Aber Betty schaut dich überhaupt nicht mehr an. Sie streichelt dich nicht, sie sagt dir kein gutes Wort. Du bist Luft für Betty. Und das tut mir am meisten weh.«

»Ja, das ist wohl wahr«, sagte das Eselchen. »Aber tröste dich. Am nächsten Geburtstag schenkt der Vater seinem Töchterchen gewiß ein richtiges Reitpferd. Und dann wird Betty das Pony ebenso vergessen, wie sie mich jetzt vergißt.«

»Das will ich hier nicht mehr erleben!« rief Tino. »Ich halte es nicht länger aus! Ich will auf die Insel zurück!«

»Und was wird aus mir?« fragte Grisella.

»Dich nehme ich natürlich mit!« sagte Tino.

»Oho, der Herr hat tausend Dollar für mich bezahlt. Willst du mich kaufen?«

»Ja«, versicherte Tino. »Ich werde sparen, bis ich tausend Dollar wieder beisammen habe.«

»Gute Nacht«, sagte das Eselchen.

Dann schliefen sie beide ein.

Am nächsten Morgen fragte James: »Tino, du hast verweinte Augen. Bist du traurig?«

»Ich möchte auf die Insel zurück. Ich will den Herrn fragen, ob er mir Grisella verkaufen mag.«

James versprach: »Ich will mit dem Herrn darüber sprechen.«

Tino wartete mit bangem Herzen. James kam zurück und sagte: »Der Herr schenkt dir das Eselchen. Und ihr dürft abreisen, wann ihr wollt.«

Da sprang Tino vor Freude in die Luft, und aus dem Stall hörte man dreimal einen lauten und fröhlichen Eselsruf.



Geschichten von Jan und seinem Wildpferd Balthasar

Glück müsste man haben

Es ist nicht wahr, daß man in Westfalen nur von Korn, Schinken und Pumpernickel lebt. Aber es ist wahr, daß es in Westfalen heute noch wilde Pferde, richtige Wildpferde, gibt. Und wer das nicht glauben will, der frage den Herzog von Croy. Ihm gehört nämlich das Reich der Wildpferde im Münsterland, im nordwestlichen Zipfel von Westfalen. Merfelder Bruch heißt das weite Revier und ist von Dülmen aus in kurzer Zeit zu erreichen. Vielleicht taucht auf dem Weg dorthin in einer Staubwolke ein Vierspänner auf. Möglich, daß im Kutschwagen der Herzog sitzt und die Zeitung liest. Frage nur ruhig, wie es mit den Wildpferden steht, und er wird dir antworten: »Komm in einigen Wochen zum Wildpferdefang. Wenn du Glück hast, mein Junge, gewinnst du auf unserer Verlosung sogar einen Hengst und kannst nach Hause reiten.«

Nun, ganz so einfach ist das nicht. Ich möchte den sehen, der auf einem jungen Wildhengst davonreiten wollte! Aber trotzdem wäre es möglich, daß du plötzlich Herr und Besitzer eines Wildpferdes würdest, denn der Herzog von Croy hat keinen Scherz gemacht. Jedes Jahr wird nämlich die große Herde Wildpferde zusammengetrieben, und aus dem Rudel werden etwa dreißig oder vierzig der einjährigen Wildhengste eingefangen und versteigert. Außerdem wer-

den zwei Pferde verlost.

Zwar sind es viele Tausende von Menschen, die zu diesem großartigen Schauspiel von nah und fern und weither ins Merfelder Bruch kommen, aber warum solltest du nicht Glück haben und ein Wildpferd gewinnen? Freilich, wenn du in einer großen Stadt zu Hause bist und ihr eine Mietwohnung im achten oder elften Stockwerk habt, so ist die Sache gar nicht so einfach.

Da hatte es der kleine Jan viel leichter. Jan war der Sohn eines Bauern, und der Hof lag so nahe an der Wildbahn, daß Jan zuweilen das Wiehern der Hengste hören konnte.

Es war ein elektrisches Klavier

Auf einem Bauernhof kann man niemals die Hände in den Schoß legen. Aber um die Winterszeit darf man manchmal tief Luft holen. Natz hatte zwar immer vom Morgen bis zum Abend zu tun, doch zuweilen konnte er ein bisschen durch die Nachbarschaft streifen. Meistens nahm er Jan auf diesen Wegen mit. Und wenn er den Jungen auf seinen Ausflügen nicht gebrauchen konnte, dann schlich er sich zwischendurch heimlich davon. Einmal hörte Jan, wie Natz zu Rosa sagte: »Ein Gewehr, das nicht knallt, müsste man haben«, und an einem Nachmittag brachte der alte Knecht einen Hasen in die Küche und erklärte: »Der arme Mümmelmann ist auf der Straße überfahren worden.« Später meinte Lisbeth, die den Hasen ausgenommen hatte: »Ich möchte nur wissen, wie die Schrotkörner in den Balg hineingekommen sind?« Natz hörte gelassen darüber hinweg und sagte: »Rotkohl, Hasenpfeffer und dazu Apfelkompott esse ich für mein Leben gern. Und unser Jan auch.«

An einem frostklaren Dezembermorgen nahm der alte Knecht eine Axt unter den Arm und ging mit Jan in den Wald. Dort suchten sie einen Weihnachtsbaum aus.

Als der erste Schnee gefallen war, zog der Junge seinen Schlitten zum Forsthaus.

Dina führte ihn in den Stall und zeigte ihm die beiden Rehe. Aber sie weinte dabei und sagte: »Heute wird ein Pferd beerdigt.«

Sie liefen durch das Tor auf die Wildbahn. Der Förster und der Wildhüter waren mit Hacken und Spaten an der Arbeit. Sie schaufelten eine Grube für das tote Wildpferd. Jan schaute nur von ferne zu. Dann sagte er zu Dina: »Ich muß jetzt wieder nach Hause gehen.«

Eisblumen bedeckten die Fensterscheiben, und Jan fragte: »Werden die Wildpferde nicht erfrieren?«

Natz tröstete ihn: »Die Wildpferde draußen werden mit der Kälte besser fertig als manches Pferd im Stall. Du solltest einmal sehen, was für einen dicken Pelz sie zum Schutze haben. Und zu verhungern brauchen sie auch nicht. Der Förster sorgt dafür, daß sie genug Winterfutter in den Schobern finden.«

Als Tante Marie fragte, was Jan sich denn vom Christkind zu Weihnachten wünsche, antwortete er schnell: »Am liebsten möchte ich ein Wildpferd.«

»Junge, Junge!« lachte Tante Marie. »Du weißt doch noch, was unser Hipplämmchen immer so gern haben wollte?« Mit Tante Marie konnte man über solche Wünsche nicht sprechen.

Da war es schon besser, Natz zu fragen.

»Warum haben wir kein Wildpferd auf unserem Hof?« erkundigte sich Jan.

Natz kratzte sich am Kopf und sagte: »Tja, was sollten wir auf einem Bauernhof mit einem Wildpferd anfangen? Für unsere schwere Arbeit brauchen wir große und starke Pferde, einen kräftigen Schlag, wie unsere Rosa. Ein Wildhengst kommt mit einem guten Jahr von der Wildbahn. Und dann mußt du noch viel Geduld haben, denn es dauert ein oder zwei, manchmal auch drei Jahre, bis du dein Pferd so weit hast, daß du mit ihm zufrieden bist. Ein Wildpferd kannst du nicht von einem zum anderen Tag vor einen Karren spannen. Du kannst es auch nicht gleich satteln und darauf reiten. Trotzdem, für eine Gärtnerei, für einen Milchmann, für einen Händler, ja, da ist ein Wildpferd das richtige.«

»Der Müller hat ein schönes Wildpferd«, sagte Jan.

»Ja, Düwelken ist ein sehr schönes Pferd«, bestätigte Natz.

»Solch ein Pferd wie Düwelken möchte ich haben. Der Müller hat Glück gehabt, daß er so ein schönes Wildpferd bekommen hat«, sagte Jan.

»Und Düwelken hat Glück gehabt, daß es zu dem Müller in den Stall kam. Was meinst du«, fragte Natz, »wenn der andere den kleinen Hengst bekommen hätte?«

»Welcher andere?«

»Der Kerl, von dem der Müller sprach. Weißt du, wer dieser Mann war, der Düwelken um jeden Preis haben wollte?«

Jan blickte fragend auf seinen Freund.

»Wer das war? Niemand anders als der Karussellonkel.«

»Der Karussellonkel?« wiederholte der Junge.

»Und nun stelle dir vor, Jan, unser Düwelken wäre diesem Schinder in die Hände gefallen! Ein gezähmtes Wildpferd gehört meinetwegen an einen Milchkarren oder vor einen Gemüsewagen, aber nicht an die Karusselldeichsel!«

»Woher weißt du denn, daß es der Karussellonkel war?« wollte Jan wissen.

»Wer soll es sonst gewesen sein?« entgegnete Natz. »Ein Glück für Düwelken, daß der Müller den Kerl übertrumpfen konnte. Er rief einfach: ›Fünfhundert.!«

»Ist das viel Geld?« forschte Jan.

»Für ein Wildpferd eine ganze Menge«, antwortete Natz.

»Aber Düwelken ist seine Fünfhundert wert.«

»Ja, Düwelken ist ein kluges Pferd. Es konnte sogar guten Tag sagen«, erinnerte sich Jan.

»Das kann gewiß nicht jedes Pferd«, gab der alte Natz zu. »Aber ich habe sogar ein Pferd gesehen, das rechnen konnte. Wenn du sagtest: zwei!, stampfte das Pferd zweimal mit den Hufen. Sagtest du: zwei und zwei!, so stampfte das Pferd viermal mit den Hufen.«

»Bis wie viel konnte das Pferd zählen?« fragte Jan.

»Bis fünf«, sagte Natz. »Ich weiß, das ist nicht viel. Du gehst noch nicht mal zur Schule und zählst schon bis hundert. Aber für ein Pferd heißt das allerlei. Doch das ist noch gar nichts. Knipperdolling hat mir von einem Pferd erzählt, das konnte Klavier spielen. Es war freilich ein Wunderpferd, und es lebte im Tivoli in Kopenhagen. Aber eines Tages kam der Schwindel heraus. Das Pferd stand von seinem Klavierschemel auf, noch bevor es mit seinen Hufen das Stück zu Ende gespielt hatte, und trotzdem klimperten die Tasten allein weiter. Es war nämlich ein elektrisches Klavier. Gerade an diesem Abend war Knipperdolling auch im Tivoli. Er hat mir erzählt, das Pferd hätte sich furchtbar geschämt. Es verneigte sich nicht einmal vor dem Publikum, sondern lief einfach davon.«

»Und wohin ging es?« fragte Jan.

»Auf eine Konzertreise«, antwortete Natz.

»Nun aber Schluß mit deinen verrückten Geschichten!« rief Tante Marie vom Herd herüber. »Es ist Zeit, daß der Junge endlich ins Bett kommt.«

Und nichts als ein Tornisterpferd

Sankt Nikolaus und Knecht Ruprecht waren von Haus zu Haus gegangen. Jan und seine Geschwister hatten gesungen:

Nikolaus, komm in unser Haus, Pack die große Tasche aus. Stell deinen Schimmel untern Tisch, Daß er Heu und Hafer frißt.

Auf der Diele hatte ein Glöckchen geklingelt, und dann waren der Nikolaus, der Ruprecht und auch das Pferd hereingekommen. Aber es war kein Schimmel gewesen, sondern ein Rappe. Und Jan hatte auf den ersten Blick gesehen, daß es ein Wildpferd war. Es glich Düwelken zum Verwechseln.

Der Junge hatte vor Erregung gezittert, denn er hatte geglaubt, daß ihm der Nikolaus das Wildpferd zum Geschenk machen wollte. Als aber der Nikolaus weiterzog und 130

Knecht Ruprecht und das Wildpferd ihm folgten, ließ Jan seine Tüte mit den Äpfeln und Nüssen fallen und weinte ganz bitterlich.

Auch das Christkindchen bescherte ihm kein Wildpferd, so sehr er darum gebeten hatte. Dafür hatte es ihm aber einen Tornister gebracht, einen Schulranzen. Als kleiner Trost war hinten auf der ledernen Kappe ein Pferd eingeprägt. Es war ein schwerer Belgier, stellte Jan fest. Wenn es wenigstens noch ein Wildpferd gewesen wäre!

Der Junge war untröstlich. Er lag in seinem Bett und glaubte, aus der Ferne Wiehern und klagende Rufe von der Wildbahn zu hören. Natz hatte zwar gesagt, daß die Wildpferde die Kälte besser ertrügen als die Pferde im Stall, aber es konnte gewiß nichts schaden, wenn man die Pferde in sein Nachtgebet einschloß. »Lieber Gott«, betete Jan, »und laß auch die armen Wildpferde nicht frieren. Gib ihnen einen dicken Pelz und genug Futter, bitte. Amen.« Am Dreikönigstag kam Dina wieder einmal zu Besuch. Ihr hatte das Christkind eine Puppe gebracht. Sie fragte: »Was hast du denn bekommen, Jan?«

»Was geht das dich an?« knurrte der Junge.

Tante Marie hatte es mit angehört und sagte: »Unser Jan wollte ein Pferd haben. Schau, Dina, nun hat er eines!« Dabei zeigte sie auf die Klappe vom Tornister.

Jan biß sich erbittert auf die Lippen.

Dina erzählte: »Die Wildpferde kommen jetzt bis an unseren Garten.«

Da kletterte Jan von der Bank und rief: »Komm, Dina, wir gehen zu euch!«

Die Förstersleute begrüßten ihn lachend. »Das ist schön, daß du dich endlich wieder einmal bei uns sehen läßt«, sagte die Frau. »Dina, geh mit Jan zu deinen Rehen.« Und der Förster meinte: »Der Junge ist sicher wegen der Wildpferde gekommen.«

Sie warfen wirklich nur einen flüchtigen Blick in den Stall, wo die beiden Rehe munter und vergnügt über das Gitter schauten. Jan drängte gleich weiter, und durch den Garten gingen sie an das Gatter der Wildbahn.

»Du kannst das Tor ruhig aufmachen«, sagte das Mädchen. Die Pferde reckten die Hälse, und Jan zögerte noch ein bißchen.

»Sie beißen uns nicht«, versicherte Dina. »Du brauchst keine Angst zu haben. Komm nur!«

Etwa dreißig oder vierzig Wildpferde standen am Zaun und in der Nähe in kleineren Gruppen dicht beieinander, alte und junge Stuten, Fohlen und die noch nicht einjährigen Wildhengste. Die Pferde nahmen von den Kindern kaum Notiz. Nur die Jungtiere wandten zuweilen neugierig den Hals.

Erst als der Förster durch das Tor trat, ging eine leise Bewegung durch die Herde. Jan freute sich, und jetzt fand er auch den Mut, auf eine Stute mit ihren Fohlen zuzugehen. Aber sogleich wichen die Tiere aus. Der Junge faßte in die Taschen, holte Äpfel, Printen und Pfefferkuchen hervor und hielt sie auf der offenen Hand den Pferden entgegen. Da näherte sich wirklich eine Stute und fraß ihm den Kuchen aus der Hand. Jan zitterte ein ganz klein wenig. Das Pferd war beinahe unheimlich anzusehen, denn ihm hing ein struppiger Bart am Kinn. Nun wagten sich auch andere Tiere näher, und selbst die jüngsten Fohlen drängten sich heran.

Welch ein Unterschied zwischen dem gezähmten Düwelken und diesen Pferden in der Wildbahn! Düwelken mit seinem Fell wie aus Samt und Seide, und hier diese Winterpelze, ein struppiges Wams, rau und zottelig. Und die dicken, wirren Mähnen, die Kinnhaare und der borstige, bis zur Erde reichende Schweif.

Trotzdem erkundigte sich Jan: »Frieren die Wildpferde auch nicht?«

Der Förster lächelte: »Schau dir diese Pelze an, mein Junge! Selbst die Fohlen haben ein dickes Winterfell. Ob unsere Tiere frieren? Vielleicht im Januar oder Februar, bei ganz strengem Frost. Dann frieren sie vielleicht wirklich. Aber erfrieren können sie nicht.«

Jan dachte an die Grube, die der Förster und der Wildhüter ausgehoben hatten, und er fragte: »Ist schon einmal ein Wildpferd erfroren?«

Der Förster antwortete geduldig: »Wenn eines nicht stark und kräftig genug ist, so übersteht es vielleicht den Winter nicht.«

Jan fragte weiter: »Holst du es dann von der Wildbahn herein und bringst es in deinen Stall?«

»Unsere Pferde bleiben immer auf der Wildbahn«, erklärte der Förster. »Im Sommer wie im Winter.«

Jan wollte noch mehr wissen: »Und wenn ein Pferd krank wird?«

Aber darauf bekam er keine Antwort, denn Dina rief plötzlich: »Da kommt Bella!«

»Unsere Bella«, lachte der Förster. »Die kennst du doch, Jan? Unsre Bella, schau, und ihre beiden Kinder hat sie auch bei sich. Das ältere ist ein Hengstfohlen und das kleine ist eine Stute und wird gewiß auch einmal so brav und tüchtig wie ihre Mutter.«

»Das Hengstfohlen hinkt ein wenig«, sagte der Junge. »Hat es sich ein Bein verstaucht?«

»Ja, der arme Kerl ist mein Sorgenkind. Er hinkt, seit ich ihn das erste Mal sah. Er hinkt wohl seit seiner Geburt. Wenn ich unsere Bella nicht so gerne hätte und wenn er nicht Bellas Sohn wäre, so hätte ich ihn schon längst aus der Wildbahn genommen.«

Jetzt kam Bella mit ihren Kindern ganz nahe heran. Das Hengstfohlen war ein schönes Tier mit blitzenden Augen. Und pechschwarz war es, wie Düwelken.

»Wie heißt denn das Hengstfohlen?« wollte Jan wissen.

»Wie es heißt?« fragte der Förster.

»Es muß doch einen Namen haben«, fand der Junge.

»Richtig«, antwortete der Förster. »Es heißt – es heißt Balthasar.«

»Balthasar«, wiederholte Jan liebevoll.

Eine aufregende Neuigkeit

Am Sonntagmorgen gab es vor der Dorfkirche eine Sensation. Wie ein Lauffeuer ging die Neuigkeit von Mund zu Mund: In der Nacht war aus dem Forsthaus ein Wildpferd gestohlen worden, ein lahmes Wildpferd! Der Förster hatte den Auftrag gehabt, das hinkende Tier mit sich zu nehmen und es zu beobachten.

Die Männer und Burschen und Kinder umringten den Förster und bedrängten ihn so sehr, daß ihm fast der Atem ausging. Andere hatten den Wildhüter in ihre Mitte genommen, und dem armen Mann erging es nicht besser. »Was soll ich euch sagen«, erklärte der Förster, »ich konnte doch den lahmen Wildhengst nicht mit ins Haus nehmen. Auch in den Stall wollte ich ihn nicht bringen. Das Pferd war zwar gelähmt, aber es hat Feuer in sich. Ich wollte ihm nicht mit einem Mal die ganze Freiheit nehmen. Aber ich durfte es auch nicht wieder auf die Wildbahn hinausjagen. Also habe ich es an der Grenze von meinem Garten und der Wildbahn angeseilt. An einem langen Seil, sage ich euch, damit es sich ordentlich bewegen konnte. Das war gestern Abend. Und als ich heute in aller Frühe aufstehe und nach dem Pferd schauen will, ist es weg! Einfach vom Erdboden verschwunden. Zunächst habe ich geglaubt, es hätte sich losgerissen und wäre in die Freiheit zurückgekehrt. Aber dann habe ich das Seil untersucht und auch den Zaun. Das Seil hing fest am Pfosten. Auch mit seinen Zähnen hatte der Hengst den Strick nicht durchgenagt. Nach der Aufregung des Tages sollte man auch kaum glauben, daß ein lahmes Pferd noch solche Kräfte aufbringt.« Die Zuhörer schwiegen.

»Nun drückt mich nicht ganz zu Tode, Leute«, wehrte sich der Förster. »Also das Pferd war nicht mehr da. Und wie ich die Lage beurteile, so hat es sich nicht von selber losgerissen, sondern jemand muß den Knoten an seinem Hals gelöst haben.«

134

»Mit anderen Worten«, sagte ein Bauer bedächtig aus dem Gedränge heraus, »jemand hat das Pferd gestohlen.«

»Ein lahmes Wildpferd! Wer stiehlt denn ein lahmes Pferd?« kam es aus der Runde.

»Ich möchte gar nicht behaupten, daß es gestohlen ist«, fuhr der Förster fort. »Jedenfalls hat aber ein Mensch dabei seine Hände im Spiel gehabt. Ich habe ganz deutlich eine Spur erkannt, als es heller wurde.«

»Hoho, das wird ja immer interessanter«, rief eine Stimme. Und eine andere verlangte: »Ruhe da! Weitererzählen!«
»Außer der Pferdespur war da auch die Spur eines Menschen«, berichtete der Förster weiter. »Dieser Mensch ist freilich mit List und Schläue zu Werke gegangen. Ich habe beileibe keine Stiefel- oder Schuheindrücke festgestellt. Wahrscheinlich hat dieser merkwürdige Pferdeentführer seine Schuhe mit Säcken oder Lumpen umwickelt gehabt. Die Eindrücke glichen den Spuren von Elefantenhufen, wenn ich es mal so sagen darf.«

Die beiden Kirchenglocken hatten längst zu läuten aufgehört. Der Küster stand im Portal und klatschte in die Hände.

»Nur noch den Schluß«, riefen die Bauern. »Erzähl die Geschichte schnell zu Ende!«

Der Förster schaute nervös zu der Kirchentür und lächelte dem Küster beschwichtigend zu. »Sofort!« rief er hinüber, »wir sind gleich fertig. – Ja, und jetzt kommt also das Sonderbare: Dieser Pferdeentführer hat nicht etwa den Weg am Zaun entlang eingeschlagen, um so rasch wie möglich zu entkommen. Denkt euch, die Spuren führten geradewegs mitten in die Wildbahn hinein!«

»Da hört doch alles auf! Daraus werde einer klug! Und weiter? ja, weiter, weiter«, riefen die Bauern.

Längst war die Gruppe des Wildhüters zur Förstergruppe gestoßen. Selbst einige ältere Frauen und ein paar neugierige Mädchen drängten sich in die dichte Ansammlung. »Ich konnte die Spuren ein gutes Stück verfolgen«, erzählte der Förster. »Durch die Wiesen, durch die Heide und sogar durch das Moor. Nur ein Ortskundiger kann solche gefährlichen Wege gehen. Schließlich endete die Fährte unter vielen hundert Wildpferdspuren, und die Elefantenabdrücke hörten auch plötzlich auf.«

»Nanu? Hat sich der Gauner vielleicht ins Nichts aufgelöst?«

»Keineswegs«, antwortete der Förster. »Aber unter den vielen Fußspuren unserer Treiber soll einer eine fremde herausfinden!«

»Die Polizei! Ja, die Polizei!«

Der Förster hob beschwichtigend die Hand: »Alles in bester Ordnung. Das Notwendige ist bereits veranlasst. Ich habe mit dem Inspektor telefoniert. Die Polizei wird schon Licht in die dunkle Angelegenheit bringen.«

Der Küster klatschte zum zweiten Mal in die Hände. Er stand auf der obersten Stufe der Kirchentreppe und rief: »Ihr sollt nun endlich in die Kirche kommen. Unser Herr Pastor ist schon ganz böse!«

Nun schlägt es dreizehn -!

Auf der Tafel im Amtsgericht stand es schwarz auf weiß zu lesen: Pferdediebstahl.

Der Richter sprach: »Angeklagter, Sie werden beschuldigt, ein Wildpferd gestohlen zu haben.«

Natz antwortete: »Ich habe kein Wildpferd gestohlen.« Die Zeugen wurden vernommen: der Förster, der Wildhüter, der Landgendarm.

Der Richter fragte: »Angeklagter, stimmt es, was diese Zeugen aussagen? Sie haben ein Pferd von seinem Platz am Forsthaus weggeführt und in den Verschlag gebracht?« Natz antwortete: »Ja, aber nicht gestohlen! Ich will zugeben, daß ich das Wildpferd entführt habe.«

»Und warum haben Sie das getan?«

»Um das Pferd zu retten«, antwortete Natz.

»Nanu«, lachte der Richter, »das müssen Sie erklären.«

»Dieser junge Wildhengst lahmte. Vielleicht war es auch nur ein Hinken. Alle anderen Wildhengste waren ihm überlegen. Sie hätten den Balthasar sicherlich eines Tages zu Tode geschlagen.«

»Wie können Sie das behaupten?« fragte der Richter.

»Weil ich mit angesehen habe, wie die Meute den lahmenden Wildhengst jagte und hetzte, zu Boden stieß, ihn trat und schlug und biß. Vielleicht wäre er eines Tages in so einem Kampfe verendet.«

»Das ist das Gesetz der Wildbahn«, erklärte der Förster. »Die wilden Pferde sind ganz sich selber überlassen. Bei Wind und Wetter sind sie draußen. Nur im strengsten Winter, wenn es unmöglich ist, bei Schnee und Frost noch das geringste Futter zu finden, geben wir etwas Heu und Stroh in die Raufen und Schober.«

»Und wenn ein Tier krank wird?« fragte der Richter. »Geht ein Tierarzt auf die Wildbahn?«

»Nein, die Wildpferde müssen mit Geburt und Leben, mit Krankheit und Tod allein fertig werden«, sagte der Förster. »Es ist eine natürliche Auslese. Das Schwache merzt sich von selbst aus. Nur das Starke bricht sich Bahn!«

»Ihr nennt es das Gesetz der Wildbahn«, rief Natz mit erhobener Stimme. »Ich nenne es Grausamkeit!«

Der Richter klingelte und sagte: »Ruhe! Ich bitte um Ruhe!"

Dann fragte er Natz: »Waren Sie oft auf der Wildbahn?« »Ach ja, das kann man wohl sagen«, gab Natz zögernd zu. »Allein?«

»Nein, mit dem Jüngsten von unserem Hof. Der Jan hatte einen Narren an Balthasar gefressen. Herr Richter, wenn Sie, wie der Junge und ich, einmal in diese Wildpferdeaugen gesehen hätten, Herr Richter, ich glaube, Sie würden auch ...«

»Pst!« winkte der Richter ab. »Und was ist aus dem Wildpferd geworden?« wollte er dann wissen.

»Unser Inspektor hat befohlen, dieses Pferd dem Roß-schlächter zu verkaufen«, antwortete der Förster.

»Und?« fragte der Richter.

Natz taumelte. Er mußte sich an der Bank festhalten. Ihm wurde schwarz vor Augen.

»Aber Balthasar lebt noch«, fuhr der Förster fort. »Ich habe dem Metzger gesagt, daß er das Pferd noch nicht schlachten dürfe. Ich habe ihm auch gesagt, daß er heute morgen mit dem Wildpferd hierherkommen müsse.«

»Und weiter?« fragte der Richter.

Der Förster öffnete das Fenster und schaute auf die Straße. »Sie sind beide da, der Roßmetzger und der Balthasar.« »Ich schlage vor«, sagte der Richter, »wir besichtigen das Pferd einmal.«

Der Richter musterte Balthasar von allen Seiten und erklärte: »Ich gestehe, daß ich dieses Pferd nicht töten könnte!« »Das ist ja auch meine Sache«, sagte der Roßschlächter. »Jedenfalls habe ich das Pferd gekauft und bezahlt, und es gehört mir.«

»Was hat es gekostet?« fragte Natz.

»Dreihundert«, antwortete der Metzger.

Natz kramte seine abgegriffene Geldbörse aus der Hosentasche und legte dem Mann vier Hunderter in die Hände. Mit Handschlag, wie es unter ehrbaren Pferdehändlern üblich ist, wurde der Kauf besiegelt.

»Und freie Rückfahrt«, sagte Natz und kletterte zu Balthasar auf den Anhänger.

Der Richter, die Zeugen und die Zuschauer winkten mit Händen und Taschentüchern.

Es war Mittag.

Auf dem Bauernhof hatte sich die ganze Familie zum Essen um den langen Tisch versammelt.

»Da fehlt ja ein Teller«, sagte Tante Marie.

»Glaubst du denn, daß wir Natz die nächsten Jahre wiedersehen?« fragte Lisbeth.

»Stell seinen Teller auf den Tisch, Lisbeth! Ich habe so das bestimmte Gefühl, daß unser Natz pünklich zum Essen zu Hause ist, wie sich das für einen braven und treuen Knecht gehört«, sagte Tante Marie.

Da fuhr das Auto auf den Hof.

»Nun schlägt es dreizehn!« rief Lisbeth. »Unser Natz und das Wildpferd!«

»Balthasar!« jubelte Jan.

Ja, und dann mußte Natz erzählen.

»Es sah sehr böse aus« berichtete er, »aber Knipperdolling hat mich herausgehauen. Man war gerade dabei, mich zu verdonnern, da öffnete sich die Tür des Gerichtssaales. Und wer kommt herein? Knipperdolling mit Balthasar! Die Herren waren nicht wenig erstaunt. Der Richter schwang seine Glocke und sagte: »Ich muß aber sehr bitten!«

»Ich bitte für dieses Pferd!« rief Knipperdolling aus. »Einer nach dem anderen soll diesem Pferd in die Augen sehen.« Und er führte Balthasar reihum: zum Richter, zum Amtsschreiber, zum Förster, zum Wildhüter, zum Landgendarm und zu allen anderen Leuten.

Wer dafür ist, daß wir dieses Pferdeleben auslöschen, wer dafür ist, daß wir Balthasar töten, der soll den Arm erheben! rief Knipperdolling.

Ich sage euch, niemand erhob seinen Arm. Auch der Förster nicht; und das muß ich ihm hoch anrechnen.

Der Richter konnte nur noch verkünden: Also ist der Fall erledigt, meine Herren. Er klappte die Akten zu und sagte: Wenn niemand etwas dagegen hat, so gehört das Wildpferd Balthasar dem Knecht Natz und dem Knaben Jan! Doch der Roßschlächter hatte etwas dagegen. Denn schließlich hatte er dreihundert Mark für den Hengst bezahlt, wie er sagte. Aber Knipperdolling ist großzügig. Er zückte seine Brieftasche und legte dem Metzger fünf Hunderter hin. Und freie Rückfahrt, machte Knipperdolling

noch aus. Denn ich sollte gleich mitfahren. Es war ja eine tolle Holperei auf diesem Anhänger. Aber es war die schönste Fahrt meines Lebens«, versicherte Natz.

»Kinder, Kinder«, beklagte sich Tante Marie, »die Suppe wird ja ganz kalt. Und Buchweizenpfannkuchen mit Speck und Mettwurst muß auch heiß gegessen werden.«

Später, als Natz und Jan das Wildpferd Balthasar auf die Koppel führten, fragte der Junge: »Warum hast du Knipperdolling nicht mitgebracht?«

»Tja«, sagte Natz, »er hätte ja gut mit uns zu Mittag essen können. Buchweizenpfannkuchen ißt er nämlich für sein Leben gern. Aber er konnte einfach nicht weg.«

»Warum nicht?« fragte Jan.

»Aus lauter Höflichkeit«, erwiderte Natz. »Der Richter hatte ihn nämlich zu einem Kurzen und einem Langen eingeladen. Und da konnte Knipperdolling nicht nein sagen.« Das mußte Jan einsehen. Aber Natz tröstete seinen kleinen Freund und sagte: »Laß es nur erst Sommer werden, Jan. Tja, dann werden wir beide Knipperdolling einmal besuchen. Wenn unser Balthasar sich ans Geschirr gewöhnt hat, traben wir mit einem Kutschwagen nach Münster in Westfalen.«

Stolz wie ein König

»Knipperdolling würde seine Freude an unserem Balthasar haben«, sagte Natz eines Tages.

»Versteht Knipperdolling etwas von Wildpferden?« wollte Jan wissen.

»Und ob er etwas davon versteht!« versicherte Natz.

»Allerdings würde er manches anders machen als unser Herzog, als der Inspektor und auch der Förster. Vor allen Dingen eins, mein Junge: Für Knipperdolling sind Pferde Lebewesen wie seinesgleichen.«

140

»Das versteh' ich nicht«, sagte Jan.

»Ich meine, er macht keinen großen Unterschied zwischen Mensch und Tier. Er schwafelt nicht vom gesunden Menschenverstand, sondern sagt von sich selber: ›Ich mit meinem bißchen Pferdeverstand.‹ Na, und von Knipperdolling habe ich es dann auch wegbekommen. Und du, Jan, du hast ja auch dein Teil Pferdeverstand.«

Jan nickte.

»Sei froh darum, Junge.«

»Was ist denn der Unterschied zwischen Menschenverstand und Pferdeverstand?«

»Tja«, sagte Natz und zog ein paar Mal umständlich an seiner Pfeife und drückte mit dem Daumen die Glut nach unten. »Tja, wie soll ich mich da ausdrücken? Ein Lehrer würde wahrscheinlich einfach sagen: Menschenverstand haben die Menschen, Pferdeverstand haben die Pferde. Aber wir beide wissen das besser, nicht wahr? Es gibt Pferde, die mehr Verstand haben als die Menschen. Zum Beispiel: Ein Pferd hört auf zu trinken, wenn es genug hat. Ach, Jan, daran muß ich immer denken, wenn ich mal im Kiepenkerk unter die Räuber gefallen bin und eins über den Durst getrunken habe. Es soll auch nicht mehr vorkommen, Jan.«

Natz holte sein großes rotes Taschentuch aus der Lodenjoppe und wischte sich über die Stirn: »Junge, ist das heute heiß! Aber wir kommen nirgendwo an einer Tränke vorbei. Sonst wollte ich dir wohl ein Glas Zitrone ausgeben.«

»War Knipperdolling auf dem Gymnasium?« fragte Jan plötzlich.

»In Münster«, antwortete Natz sofort. »Aber nicht lange. Er wußte nämlich mehr als die Lehrer. Und da haben sie ihn einfach von der Schule weggeschickt.«

»Kannst du Latein?«

»Ein wenig nur, Jan.«

»Dann sag mal etwas auf lateinisch!«

»Ora et labora!« deklamierte Natz feierlich.

»Was heißt das auf deutsch?«

»Jedem das Seine.«

»Kann Knipperdolling Latein?«

»Na, und ob! Er spricht so gut lateinisch wie wir beide deutsch«, behauptete Natz kühn. »Es gibt zwar Leute, die wollen uns weismachen, man könnte mit dieser altmodischen Sprache nicht mehr viel anfangen. Diese Sprache wäre gerade noch gut genug für Doktoren, Pastoren und Apotheker. Aber höre nur, wie es Knipperdolling ergangen ist. Das war im letzten Krieg, und Knipperdolling war Obermatrose auf einem Schiff.

Im Stillen Ozean lief das Schiff auf ein Felsenriff und wurde in zwei Teile gespalten. Die beiden Hälften schwammen wie Nußschalen auf dem Meer. Und auf jedem Wrackstück saß obenauf eine Hälfte der Mannschaft. Ertrunken ist bei dem ganzen Unglück zum Glück keiner von den Matrosen. Sie konnten auch weiterhin von Dusel reden, denn kaum war die letzte Konservendose verbraucht, kam Land in Sicht. Allerdings zeigte sich beim Näherkommen, daß es eine Insel war. Und am Ufer standen Eingeborene, die ein wildes Geschrei erhoben und gewaltig mit Buschmessern und Speeren in der Luft herumfuchtelten.

Der Admiral rief den Eingeborenen durch sein Sprachrohr eine freundliche Botschaft zu.

Aber die Inselleute verstanden kein Wort.

Der Admiral probierte es nacheinander in einem halben Dutzend Sprachen. Dann erinnerte er sich an der Obermatrosen Knipperdolling.

Knipperdolling setzte das Sprachrohr an den Mund und versuchte es zunächst auf Münsterländisch Platt. Er rief: »Wi kommt nu glix röver, un wenn git us nix deit, so deit wi ink ok nix!« – Wir kommen nun gleich hinüber, und wenn ihr uns nichts tut, tun wir euch auch nichts! –

Nun hatte sich zwar Knipperdolling schon gesagt, daß die Eingeborenen diese Sprache kaum verstehen würden. Denn wer versteht selbst im Münsterland heutzutage noch Münsterländisch Platt?

Am Ufer hatten sie bereits Feuerstellen aufgebaut, und die Wilden trommelten auf ihren Kochtöpfen. Der Admiral wollte beinahe verzweifeln, als ihm ein letztes Mittel einfiel. Er sagte: »Knipperdolling, wie wäre es mit Latein?«

Und als Knipperdolling durch die Flüstertüte ein paar Worte auf lateinisch hinüberrief, da gerieten sie drüben ganz außer Rand und Band und riefen auf lateinisch zurück: ›Havanna Sandblatt Brasil, Flor fina! Kommt an Land, ihr wackeren Brüder!«

Sie wurden in Freundschaft aufgenommen, und der Admiral sagte: ›Kinder, hier bleiben wir.‹ Und sie blieben bis nach Kriegsende, und der Obermatrose Knipperdolling wurde Dolmetscher beim Admiral. Ja, so ein Glück, daß Knipperdolling Lateinisch sprechen konnte!«

«Du hast mir versprochen, daß wir Knipperdolling einmal besuchen werden«, erinnerte Jan seinen alten Freund.

»Und ob wir Knipperdolling besuchen werden, Junge! Wenn auch nicht gleich heute. Aber wenn unser Balthasar so weitermacht, soll es nicht mehr lange dauern. Benimmt sich das Pferd nicht großartig?«

Sie fuhren in den Hof ein. Die ganze Familie stand Spalier, der Bauer, die Bäuerin, Tante Marie, Lisbeth und alle Geschwister, Bernhard, Josef, Franz, Gertrud, Marie, Hermann und Johanna.

Jan war stolz wie ein König.

Traum und Wirklichkeit

Natz schirrte das Wildpferd aus, und Jan wollte seinen kleinen Hengst auf die Koppel führen.

»Ich glaube, du solltest Balthasar nicht auf die Weide bringen, Junge. Für unser Pferd war das heute ein bißchen viel. Du solltest es ordentlich abreiben. Und ich denke, wir

lassen Balthasar für die kommende Nacht ruhig im Stall in der Box. – Andererseits dürfen wir ihn freilich auch nicht zu sehr verwöhnen. Er war von Geburt an immer draußen im Freien und hat nie ein Dach über dem Kopf gehabt. Wir wollen ihn nicht verpäppeln. Aber froh bin ich, Junge, wie ordentlich sich unser Balthasar heute angestellt hat. Nicht ein einziges Mal hat er gemuckt. Und nicht die leiseste Spur von Hinken. Oder hast du etwas bemerkt?«

»Nichts, aber auch rein gar nichts«, antwortete Jan stolz. »Dieses Pferd ist auch niemals lahm gewesen. Es hat eben einmal etwas abbekommen, und das hat es jetzt gottlob überstanden.«

Sie musterten und beklopften den Wildhengst, der von Zeit zu Zeit mit den Hufen scharrte, denn die Eisen waren ihm noch etwas Ungewohntes. »So, und nun in die Box«, befahl Natz. »Und dann sollen Balthasar und Rosa ihr Futter haben.«

Während der alte Knecht die Pferde fütterte und tränkte, beschäftigte sich Jan mit dem Sattelzeug.

»Ich muß schon sagen«, bemerkte Natz, »der Schmied hat dir da ein feines Geschenk gemacht. Das Leder ist zwar ein wenig spröde geworden, aber das gibt sich beim Reiten wieder.«

»Wann können wir Balthasar einreiten?« erkundigte sich der Junge.

»Sobald wie möglich. Zunächst muß er es sich überhaupt einmal gefallen lassen, daß wir ihm den Sattel überwerfen und anschnallen.«

»Er hat sich doch heute ganz ruhig anschirren lassen.«

»Das war auch bedeutend einfacher«, sagte Natz. »Schließlich war es für Balthasar nichts Neues, denn er ist doch auf dem Hinweg neben Rosa hergelaufen und hat gesehen, wie sich ein Pferd vor dem Wagen benimmt.«

»Dann machen wir es so«, schlug Jan vor, »du reitest auf unserer Rosa, und ich versuche es auf unserem Balthasar.« »Darüber wollen wir erst noch eine Nacht ruhig schlafen«, beendete Natz das Gespräch.

Jan träumte in der Nacht von Balthasar. Er spannte das Pferd vor die alte Kutsche, und der kleine Hengst trabte so plötzlich und so schnell davon, daß Jan nur noch mit knapper Not auf den Bock springen konnte. Natz lachte schallend hinter ihnen her, und als Jan sich umdrehte, sah er eine gewaltige Staubwolke. Balthasar raste bis zum Forsthaus. Dort stand Dina auf der Veranda, und die Förstersfrau war bei ihr. Sie winkten Jan freundlich zu. Auch der Förster kam auf die Veranda und rief: »Na, da seid ihr ja! Aber wo ist denn euer Natz, der alte Stromer?« Die beiden Dackel stürzten die Treppe herunter und bellten und kläfften und wollten Balthasar anspringen. Der Hengst schlug mit den blanken Hufen nach den Hunden, daß sie sich jaulend davonmachten. »He, hopp!« rief Jan und wendete dabei die Kutsche so scharf, daß sie einen Augenblick auf zwei Rädern stand und fast umgestürzt wäre. Wie der Wind sauste das Wildpferd davon und gab erst Ruhe, als der Bauernhof wieder sichtbar wurde. Dort stand Natz unter der dicken Eiche und hatte die rechte Hand erhoben. Brav und gehorsam blieb das wilde Pferd vor dem wartenden Knecht stehen.

»Das habt ihr gut gemacht!« lobte der Alte Jan und Balthasar. »Nun hat sich das Pferd ein wenig ausgetobt, und wir können es mit dem Reiten versuchen.«

Sie schirrten Balthasar aus, und Natz versuchte, den Sattel aufzulegen. Aber der Hengst rückte Schritt für Schritt beiseite und blieb erst stehen, als Natz die Stirne runzelte und schimpfte: »Wir sind doch nicht im Zirkus!« Da endlich ließ er sich gehorsam satteln, und Jan schwang sich vom Steigbügel auf den Pferderücken.

Er glaubte, nun würde Balthasar sich aufbäumen und ihn wieder abwerfen. Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil, das Pferd stand wie versteinert und völlig gelähmt und rührte sich nicht von der Stelle.

»Nichts als Schabernack«, grollte Natz. Er trat ganz nahe an Balthasar heran und rief plötzlich aus: »Flor fina!«

Das wirkte wie ein Zauberspruch, und der Wildhengst flog davon. Er schien wirklich zu fliegen, denn die Hufe berührten kaum den sandigen Boden. Wieder ging der Ritt bis zum Forsthaus. Dina winkte, und die Förstersfrau rief: »Heda, wir haben Kakao gekocht!« Ehe noch der Förster auf die Veranda trat, hatten Jan und Balthasar das Forsthaus längst umkreist und sausten bereits wieder ihrem Hof entgegen.

»Flor fina!« rief Natz ein zweites Mal. Und Jan konnte von Balthasar wie von einem hölzernen Schaukelpferd heruntersteigen, so ruhig verharrte der Hengst auf dem Fleck.

Der folgende Tag war ein Sonntag, und als Jan erwachte, lebte er noch zwischen seinem Traum und der Wirklichkeit. Er klatschte auf das Kopfkissen, als wäre es der schwarze Pferderücken.

Dann schaute er verträumt um sich und entdeckte in den Betten nebenan seine Brüder, die noch fest schliefen.

Jan stieg eilig die Treppe hinunter. Tante Marie war beim Kaffeekochen. Natz stand im Sonntagsstaat auf dem Hof. »Junge, am liebsten möchte ich jetzt mit unserer Kutsche zur Kirche fahren. Wie ist es, machst du mit?«

Jan gähnte.

Tante Marie mischte sich ein und erklärte: »Mit dieser alten Kalesche sollte man nicht mal mehr Mist fahren. Geschweige denn am hochheiligen Sonntag damit zum Gottesdienst ins Dorf kutschieren.«

»So, so«, grinste Natz. »Dann guck dir mal die sogenannte Mistkutsche doch etwas genauer an, wenn ich bitten darf.« Da konnte Tante Marie wieder einmal nur den Kopf schütteln und sagen: »Unser Natz ist doch ein Deubelskerl. Man weiß wirklich und wahrhaftig nicht, woran man bei ihm ist.«



Denneborg liest aus »Das Wildpferd Balthasar« vor. Abbildung aus dem Westfalenspiegel, Juli 1958.

Knipperdolling und das Freßfieber

Natz führte das Pferd sachte einige Runden über die Koppel. Dann gab er Jan die Zügel in die Hand, und der Junge ritt allein auf seinem Balthasar. Jan klopfte dem Hengst den Hals und sagte: »Brav, Balthasar, brav.« Dann versuchte er die Richtung zu wechseln, und der Rappe verstand bald, wohin ihn der Junge dirigieren wollte, nach links, nach rechts oder sogar rückwärts.

»Und immer in Güte, Jan«, befahl Natz. »Nie mit Gewalt, sonst machst du das Pferd nur störrisch.«

Die Geschwister standen am Zaun, und auch Dina war aufgetaucht. Sie klatschte in die Hände, und Jan lächelte stolz zu ihnen hinüber.

»Für heute ist es genug«, meinte Natz schließlich. Jan stieg gehorsam ab, hielt Balthasar am Zaumzeug, und der Knecht nahm den Sattel wieder herunter.

Als sie zum Hof hinüberschlenderten, fragte Dina: »Kommst du mit mir zum Forsthaus?«

»Ich bin wirklich zu müde«, entschuldigte sich Jan und schielte dabei zu Natz hinüber.

»Deine Geschwister kommen auch zu uns«, sagte Dina.

»Wenn du Lust hast, Jan, dann schließ dich ruhig an«, versuchte Natz den Jungen zu ermuntern.

Aber Jan blieb bei seiner Ablehnung. Und als Dina und die anderen Kinder sich entfernt hatten, bemerkte er: »Warum hat der Förster auch gesagt, du wärest ein Stromer?«

»Nun ja«, besänftigte Natz. »Vielleicht hat er es nicht so böse gemeint. Aber immerhin, schön war es nicht, da hast du recht.«

Tante Marie hatte Streuselkuchen gebacken, und Natz und Jan ließen ihn sich schmecken.

»So gut wie du versteht keiner zu backen«, lobte Natz.

»Das hast du letzten Sonntag zu Lisbeth auch gesagt«, lachte Tante Marie.

»So? Habe ich das?« grinste Natz. »Na, dann habe ich bei Lisbeth nur die Teigschicht gemeint. Deine Streusel sind jedenfalls einmalig.«

»Und wie war es mit deinem Freund Knipperdolling? Der aß doch auch für sein Leben gern Streuselkuchen?« stichelte Tante Marie.

»Na, und ob! Als wir vor drei Jahren den alten Küster beerdigt hatten und nachher im Kiepenkerk den Beerdigungskuchen aßen, machte sich Knipperdolling wie ein Kannibale darüber her. Knipperdolling aß zwei Kuchenbleche ratzekahl leer.«

»Unser Natz übertreibt wieder einmal«, spottete Tante Marie gutmütig. »Jetzt fehlt nur noch, daß du behauptest, Knipperdolling habe den Kuchen samt den Blechen aufgegessen.«

»Es mag übertrieben klingen«, wehrte sich Natz. »Aber schließlich dürft ihr nicht vergessen, daß Knipperdolling gerade zu jener Zeit schwer unter dem Freßfieber zu leiden hatte.«

»Was ist denn das schon wieder?« erkundigte sich Tante Marie.

»Nanu? Habe ich dir niemals etwas davon erzählt? Ach, der arme Knipperdolling! Er hatte doch damals bei den Eingeborenen im Stillen Ozean achtzehn Monate lang tagein, tagaus nichts anderes zu essen bekommen als immer nur Kokosnüsse. Kokosnüsse am Morgen, Kokosnüsse am Mittag, Kokosnüsse am Abend. Das hält auf die Dauer das beste Pferd nicht aus.«

»Essen Pferde Kokosnüsse?« fragte Jan.

»Nur in der allergrößten Not. Knipperdolling jedenfalls blieb keine andere Wahl: Entweder Kokosnüsse oder verhungern. Da sagte er sich: dann schon lieber Kokosnüsse.« »Aber was hat das mit dem Freßfieber zu tun?« wollte Tante Marie endlich wissen.

»Ja, was! Iß du einmal achtzehn Monate lang nichts als Kokosnüsse. Und dann komm zurück auf unseren Hof, und wir haben gerade geschlachtet. Das wollte ich erleben! So erging es meinem Freund Knipperdolling. Er kam aus dem Krieg zurück, halbverhungert, nichts als ein paar Kokosnüsse im Rucksack. In Münster war nicht viel zu holen, und so machte er sich auf den Weg nach Altenberge. Seine Schwester hat da einen Kotten, und dort sollte Knipperdolling wieder aufgepäppelt werden. Es war November, und sie hatten eben geschlachtet. Alles weitere könnt ihr euch denken. Im Dezember mußten sie das zweite Schwein schlachten. Zu Weihnachten lag Knipperdolling sterbenskrank darnieder. Der Tierarzt, der zufällig in der Nachbarschaft zu tun hatte und sich unsern Kranken anschaute, sagte nur kurz: Ein klarer Fall. Knipperdolling hat das Freßfieber gepackt.«

»Und dich hat er wohl damit angesteckt«, meinte Tante Marie und nahm den Kuchenteller vom Tisch. »Jan hat gerade zwei Stücke auf und du schon ein halbes Dutzend. Schluß jetzt, die andern wollen auch noch etwas abhaben.« »Die essen sich heute beim Förster satt. Komm, Jan, wir machen einen kleinen Verdauungsspaziergang.«

Als sie die Stube verließen, rief Tante Marie hinter Natz her: »Nun laß es für heute genug sein mit deinen verrückten Geschichten. Du bringst uns den Jungen noch ganz durcheinander.«

Der alte Knecht schlug den Weg zum Merfelder Bruch ein. »Ich hätte große Lust, mal wieder über den Zaun zu steigen«, grinste er.

»Und ein wenig zu stromern?« lachte Jan.

»Was heißt denn stromern, he? Schließlich ist unser Balthasar dort in den Büschen und Wäldern zur Welt gekommen und ein Jahr lang zu Hause gewesen. Sollte man nicht seiner Mutter einmal guten Tag sagen dürfen?«

»Die Stute heißt Bella«, sagte Jan.

Sie hatten die Umzäunung erreicht. Natz schaute nach links und rechts. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Der Knecht hob Jan auf die oberste Latte, und der Junge sprang auf die andere Seite hinunter. Natz stieg hinterdrein. »Der Wind steht günstig. Wir haben ihn gegen uns.« Der Alte kannte das Revier wirklich wie seine Westentasche. Am Rande einer Lichtung machte er halt und legte sich ins Gras.

»Nun haben wir das Fernrohr vergessen«, flüsterte er. »Aber setz dich zu mir, Junge. Von hier aus können wir die Pferde mit bloßem Auge beobachten. Das heißt, wenn es gut geht und die Tiere da drüben den Weg zur Niederung nehmen. Um diese Zeit laufen sie meistens zur Tränke.«

Drei oder vier Hasen hoppelten ihnen sozusagen vor der Nase her, und Natz flüsterte aufgeregt: »Junge, mir juckt es in den Fingern!«

Mit den Wildpferden hatten sie kein Glück. Es wurde Abend, und die Dämmerung brach schon herein, als Natz erklärte: »Nun hat es keinen Zweck mehr, daß wir noch länger warten. Die Herde hat heute einen anderen Weg eingeschlagen.«

Noch weniger Glück hatten sie beim Verlassen der Wildbahn. Jan kletterte durch den Stacheldraht und zerriß sich dabei die gute Sonntagshose.

»Das ist nicht so schlimm«, tröstete Natz den erschrockenen Jungen, »aber kennst du den freundlichen Herrn dort drüben?«

Unter einer breitästigen Buche stand der Förster. Er mußte sich den Bauch halten vor Lachen. Aber der alte Knecht verstand jetzt keinen Spaß und rief verärgert: »Was gibt es darüber zu lachen.«

Der Förster wollte sich immer noch kugeln vor Vergnügen. »Ja, das kommt von der Stromerei!«

Nun wurde es Natz aber zuviel. Er sagte ziemlich giftig: »Wenn ich hier Förster wäre, ließe ich die friedlichen Nachbarn ruhig gewähren. Ich würde eher mal einem gewissen Fennand auf die Finger gucken!«

Kein anderes Wildpferd

»Wir dürfen die Flinte nicht ins Korn werfen«, sagte Natz. »Es ist noch nicht aller Tage Abend.«

»Aber wenn Balthasar nie mehr gesund wird?« klagte Jan. »Er wird den Rheumatismus mit der Zeit bestimmt einmal los«, tröstete der Knecht den betrübten Jungen. »Das kann ganz plötzlich kommen, weißt du. So, wie es ja auch vielen Menschen mit dieser heimtückischen Krankheit ergeht. Eines Morgens stehen sie auf, und alles ist wie weggeblasen. Nun schlaf nur ruhig, Jan. Gute Nacht!«

Es wurde still auf dem Hof. Nach den Kindern gingen auch die Großen bald in ihre Schlafkammern: das Gesinde, die Eltern und zu guter Letzt Tante Marie. Schließlich saß Natz allein am Herd und paffte friedlich seine Pfeife. Dann spazierte er nach draußen und wartete unter der Eiche. Es war inzwischen stockfinster geworden.

Im Hause schlug Ajax einmal kurz an, und es dauerte nicht lange, bis Natz nahebei Schritte vernahm.

»Bist du es, Müller?« flüsterte der alte Knecht. »Mir ist doch, als hörte ich sechs Beine?«

»Du hast es erraten«, entgegnete der Müller mit ebenso leiser Stimme.

Natz führte den Müller ums Haus herum in den Pferdestall. Düwelken trottete gelassen hinter ihnen drein.

»Ja«, begann der Müller das Gespräch, »du wunderst dich, daß ich Düwelken hergebracht habe, wie? Ich will jetzt auch nicht lange drumherumreden.«

»Nur heraus mit der Sprache«, ermunterte Natz.

»Ich will Düwelken in eure Box stellen.«

»So.«

»Und dafür euren Balthasar mitnehmen.«

»So.«

»Ich will gerne zugeben«, sagte der Müller, »daß ich mich nur schweren Herzens von Düwelken trenne. Aber ich denke, daß wir vielleicht mit diesem Tausch euren Jan glücklich machen.«

»Ich kann das traurige Gesicht von unserm Jungen auch nicht länger mit ansehen. Er ist in der letzten Zeit reineweg zu nichts mehr zu gebrauchen. Er hat keinen Appetit. In der Schule passt er nicht auf. Er ist mit seinen Gedanken nur bei Balthasar. Der Junge ist kränker als das Pferd.«

»Er soll wieder munter werden und so fröhlich wie Düwelken«, versprach der Müller.

Dann wechselten sie die beiden Wildhengste aus. Düwelken kam in die Box, und der Müller führte Balthasar vorsichtig aus dem Stall. Draußen in der Finsternis flüsterte Natz ihm zu: »Auch dieses Geheimnis teilen nur wir beide.« Dann verschwand Balthasar mit seinem neuen Herrn in der dunklen Nacht.

Anderntags nach dem Mittagessen, als die Kinder über ihren Schularbeiten saßen, kam Natz herein und zog Jan am Ärmel. Er kniff ein Auge zu und forderte den Jungen auf, ihm zu folgen.

»Komm mal schnell in den Stall! Ja – komm nur. Ich war eben an der Box, und ich denke, mich rührt der Schlag. Was hab' ich gestern noch von dieser Krankheit gesagt? Sie stehen eines Morgens auf, und alles ist wie weggeblasen! Nun schau dir deinen Balthasar an!«

Natz strahlte über das ganze Gesicht. Er schlug sich vor Begeisterung auf die Knie und rief ein über das andere Mal: »Unser Balthasar! Er ist nicht wiederzuerkennen! Unser Balthasar! Es ist einfach nicht zu glauben!«

Jan lehnte sprachlos an der Box. Der Wildhengst scharrte mit den Hufen und riß am Halfter.

Natz klopfte und betastete das Pferd von allen Seiten. Er legte seinen Kopf an den Hals, er legte sein Ohr an das Hinterteil, als wollte er etwas anhorchen.

Der alte Knecht schien völlig aus dem Häuschen zu sein. »Nichts mehr da. Nichts mehr!« stellte er fest. »Alles wie weggeblasen!«

Er streichelte das glänzende Fell, und das schien dem Wildhengst zu behagen. Er wieherte plötzlich los, daß Jan erschrak.

»Es ist nicht zu glauben!« wiederholte Natz immer wieder. Jan betrachtete das Pferd recht, recht aufmerksam und nachdenklich.

Als der alte Knecht am Nachmittag den Traktor an das Fuhrwerk koppelte, um Kartoffeln an die Bahn zu bringen, fragte er: »Fährst du mit, Jan?«

»Ich habe' heute keine Zeit«, antwortete der Junge einsilbig. »Du musst es wissen«, äußerte Natz ein wenig verschnupft und machte sich seine Gedanken.

Kaum war der Wagen zum Hof hinausgefahren, lief Jan in den Stall und trat an die Box.

»Balthasar!« lockte er, »Balthasar!«

Das Wildpferd rührte sich nicht.

Da rief Jan plötzlich: »Guten Tag, Düwelken!«

Das Pferd wendete sich herum und erwiderte den Gruß, indem es das rechte Vorderbein hob.

»Also doch«, murmelte der Junge.

Der Müller wunderte sich nicht wenig, als er Jan mit dem Wildpferd auf die Mühle zukommen sah. Der Junge führte Düwelken am Halfter, und der Hengst lief munter auf seinen heimatlichen Stall zu.

In seiner Verlegenheit wußte der Müller nicht, was er sagen sollte. Er räusperte sich, hustete und gebärdete sich schließlich recht erstaunt.

»Das ist aber ein unverhoffter Besuch!« rief er aufgeräumt. »Ist das nicht unser Jan? Ja, – und sogar seinen Balthasar hat er mitgebracht!«

Jan gab das Halfter frei. Düwelken trat auf seinen Herrn zu und rieb ihm mit seinem Hals den Rücken. Der Müller lief rot an.

Der Junge lächelte ein bißchen.

»Komm ins Haus«, sagte der Müller unsicher.

Jan rührte sich nicht von der Stelle.

»Willst du nicht ein wenig hereinkommen?' wiederholte der Müller die Einladung. »Es ist noch Kuchen vom Sonntag da.«

Der Junge presste die Lippen aufeinander. Merkte denn der Müller immer noch nicht, warum er hergekommen war? Doch, jetzt schien er endlich zu begreifen. Denn er fragte verlegen: »Du bist dahintergekommen, Jan?«

Der Junge nickte.

»Wir haben es gut gemeint«, versicherte der Müller. »Alle beide, Natz und ich. Ich wollte dir mein Düwelken schenken.«

Jan schüttelte den Kopf.

»Ich sehe aber, du willst mein Düwelken nicht haben. Du bringst mir das Pferd zurück. Doch du kannst es dir noch in aller Ruhe überlegen, mein Junge. Dein Balthasar wird vielleicht niemals mehr gesund, siehst du. Ach, und Düwelken wäre ein feines Pferdchen für dich!«

Jan ging still zum Stall hinüber. Der Müller folgte, und Düwelken trottete hinterdrein.

Als der Junge eintrat, scharrte Balthasar mit den Hufen, und als Jan mit der Zunge schnalzte, wieherte sein Pferd fröhlich auf. Jan legte seinen Arm um Balthasars Hals. Und als er ein paar Rüben aus der Tasche zog, leckte ihm der kleine Hengst gierig die Hände.

Der Müller war ganz gerührt: »Siehst du, nun frißt er doch!« sagte er. »Und von mir hat er noch keine Handvoll Hafer angerührt. Selbst ein Stück Zucker hat er nicht nehmen wollen!«

Düwelken trat wieder an seinen alten Platz, und Balthasar ließ sich freudig nach draußen führen.

Auf dem Hof hob der Müller den Jungen auf den Pferderücken.

»Zwei so gute Freunde kann man wirklich nicht trennen«, stellte er dabei fest.

Jan lachte glücklich. Er klopfte seinem Balthasar den Hals, und dann trabten sie zufrieden miteinander davon. Selbst ohne Sattel ließ sich das Pferd leicht und willig reiten. Sie erreichten den Hof, lange bevor Natz von seiner Fahrt zum Bahnhof zurück war.

Am Abend traf der Knecht den Jungen im Pferdestall an. Jan lehnte an der Box und war ganz in die Betrachtung des Wildpferdes versunken.

»Nun freu dich doch endlich, Junge!« rief Natz und legte ihm seine Hand auf die Schulter.

»Ich freue mich ja! Und wie ich mich freue!« lachte Jan und drehte sich schnell herum.

»Hm«, machte Natz. Er schaute abwechselnd auf den Jungen und auf das Pferd.

»Hm!« wiederholte er. »Du warst beim Müller?«

»Ja«, erwiderte Jan. »Ich habe Balthasar zurückgeholt. Ich will kein anderes Wildpferd haben. Ich will nur Balthasar.« »Auch wenn er lahmt?«

»Auch wenn er lahmt. Ich will kein anderes Wildpferd haben als unseren Balthasar.«

Dem alten Knecht wurden die Augen feucht. Er blickte verlegen und suchte nach seinem großen roten Taschentuch.

»Ach, Jan«, brachte er endlich langsam hervor, »wenn das Knipperdolling noch erlebt hätte! Er hätte dich sicher vor lauter Freude an sein Herz gedrückt!«



Karikatur von Franz Marten aus dem Westfalenspiegel, Heft 6, 1974, anlässlich Denneborgs 65. Geburtstag.

Nachwort

I.

»Die besten Kasperlespiele werden [...] nicht von Stückeschreibern an Schreibtischen erdacht und erdichtet, sondern im Spiel geboren.« Diese Anmerkung zum improvisatorischen Wesen des Puppenspiels bildet gleichsam den Fluchtpunkt und die gedankliche Mitte der ästhetischen Überlegungen, die Heinrich Maria Denneborg 1935 in einem kurzen Beitrag für die Zeitschrift Heimat und Reich. Monatshefte für westfälisches Volkstum (»Vom Spiel der hölzernen Männer«) entfaltet. Als Improvisationsspiel mit Komplexität notwendigerweise – so sieht es Denneborg – reduzierender Dramaturgie schaffe es einen für Spieler und Zuschauer gemeinsamen Kommunikations- und Handlungsraum:

Weil nun das Kind nicht nur Zuschauer, sondern Mitspieler ist, sind Bühne und Saal nur ein Raum, in dem das Spiel sich entwickelt. Der Puppenspieler beginnt das Spiel in diesem erweiterten Theater, und die Kinder sind seine eifrigen Helfer. Das Theater des Kindes ist das Theater des ganzen Erlebnisses, ja, des Mithandelns. Es verläuft darum auch nicht nach einer Wort für Wort festgelegten Fassung, sondern es will eine eigene Form des Spiels. Darum wird der geborene Puppenspieler immer ein Improvisator sein, der ganz in der Welt des Kindes aufgeht und in dieser Welt sein Spiel mit den Kindern formt, er als Regisseur, der niemals den Faden verlieren darf, und das Kind als Zuschauer, Mitspieler und Kritiker in einem. Aus dieser Einheit erwächst das lebendige Kasperlespiel. [...] Die Handlung des Puppenspiels muß einfach sein, einfach wie in den Volksmärchen, mit einer klaren Scheidung von Gut und Böse. Da gibt es eben nur eine Goldmarie und eine Pechmarie. Und immer ein glückliches Ende. [...] Im Puppenspiel gibt es für das Kind keine sozialen Unterschiede. Und wenn der König die Kinder fragt, ob sie denn keinen rechten Gemahl für die Prinzessin wüßten, da schlagen sie den Kaspar vor. Ja, und wenn nachher der Graf erscheint und voller Intrigen den Kasperle verdrängen will, so ist das einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Hier wird das Kind laut protestieren und nicht eher ruhen, bis am Ende des Spieles die fröhliche Kasperlehochzeit gefeiert wird.¹

Die Perspektive dieser Überlegungen ist primär das Spiel für Kinder und vor Kindern, die noch ein ganz unmittelbares Verhältnis zu dem auf der Bühne Dargebotenen hätten (»Das Kind lebt nicht in der »Welt des schönen Scheines«, sondern hier geschehen wirkliche Dinge!«²). Allerdings ließen sich, so Denneborg mit Blick auf die volkstümliche Tradition des Puppenspiels, durchaus auch Erwachsene mit dem Spiel von Figuren auf der kleinen Bühne erreichen: »Ist das Kasperletheater in erster Linie auch das Theater des Kindes, so mag es doch auch dem Erwachsenen gleichviel bieten: ein Kasperletheater, welches in der rechten Weise ein Spiel wie etwa Doktor Faustens Leben und Höllenfahrt aufführt, wird den Erwachsenen nicht langweilen, sondern zum Freunde dieser einst hochgeschätzten Volkskunst machen.«³

Denneborg war, als er diese Überlegungen zum universalen Charakter des Puppenspiels entwickelte, längst kein Unbekannter mehr. Von Kindheit an ein eifriger Vielleser, hatte der am 7. Juni 1909 in Horst-Emscher geborene Spieler und Erzähler selbst bereits früh zu schreiben und mit seinen Puppen vor Publikum aufzutreten begonnen. Seine erste

³ Ebd., S. 153.

Heinrich [Maria] Denneborg: Vom Spiel der hölzernen Männer. In: Heimat und Reich. Monatshefte für westfälisches Volkstum, 4/1935, S. 151-153: 151f.

² Ebd., S. 151

nachweisbare Veröffentlichung, die Erzählung Der Burgmüller von Kallenberg, stammt aus dem Jahr 1926 (Buersche Zeitung, 2.10.1926), 1928 folgt Das gute Werk des Arbeiters Adam im Vestischen Erzähler – beides noch tastende, formal und, was Ausdrucksweise und Bilderfindungen angeht, kaum eigenständig zu nennende Versuche, die bereits hier und da aber auch schon den für Denneborgs spätere Veröffentlichungen eigenen Ton anklingen lassen. Literarisch ist in den frühen Schreibversuchen, in der Lyrik von Denneborgs Jugendgedichten mehr noch als in der Prosa, das Vorbild Hermann Hesse erkennbar. Wie so viele andere, literarisch selbst ambitionierte Leser seiner Generation fühlte sich auch der aus einem katholischen Handwerkermilieu stammende Denneborg angezogen von dem von Hesse in immer neuen Variationen ausgemalten Widerspruch zwischen dem Eigensinn und individuellen Freiheitsbegehren des Einzelnen auf der einen Seite und den gegenläufigen Tendenzen gesellschaftlicher Normierung und Reglementierung, der Abrichtung des eigensinnigen Ichs durch Normen, Gesetze und Verbote auf der anderen Seite. Und wie so viele andere vor und nach ihm hat sich auch Denneborg brieflich an Hesse gewandt, der ungeachtet der unüberschaubaren Flut der täglich bei ihm in Montagnola eintreffenden Sendungen unermüdlich die an ihn gerichteten Briefe beantwortet und es dabei offensichtlich auch verstanden hat, jeweils den Eindruck der sehr persönlichen Ansprache und Zuwendung zu vermitteln. Im Falle Denneborgs immerhin sollte es nicht allein bei dieser schwärmerischen Annäherung von außen bleiben. Denneborg gelingt, was vielen anderen Hesse-Verehrern seiner Generation versagt bleibt; er kann den Kontakt über die Jahre halten und als Künstler dann auch intensivieren. Nicht nur hat er Hesse regelmäßig seine Veröffentlichungen zugeschickt, er konnte ihn später selbst auch wiederholt im Tessin besuchen.⁴

Die Karriere Denneborgs als Bühnenkünstler und Autor, der mit seinen Puppenspielen und Geschichten in den 1950er, 60er und 70er Jahren eine ganze Generation von Kindern und Heranwachsenden prägen sollte, war so durchaus nicht abzusehen oder gar erwartbar gewesen. Heinrich Denneborg (der zweite Vorname »Maria« ist ein erst später hinzugekommener Künstlername) hatte von 1916-1923 zunächst slediglich die Volksschule besucht und im Anschluss daran eine Ausbildung in einer Baufirma zum kaufmännischen Angestellten und Bauzeichner absolviert, bevor er mit Hilfe eines kirchlichen Stipendiums die Oberrealschule in Gelsenkirchen-Buer besuchen konnte. Dem 1931 abgelegten Abitur hatte sich ein über 18 Monate erstreckendes Praktikum als Bibliothekar in Gelsenkirchen angeschlossen, stand Denneborg zu dieser Zeit doch noch ein bürgerliches Fortkommen als Bibliothekar vor Augen. Andererseits gründete er auch bereits in dieser Zeit seine erste Puppenbühne, das »Kasperletheater der Stadtbücherei«⁵. Ein im Wintersemester 1932/33 in Berlin aufgenommenes Studium der Theaterwissenschaft und Germanistik sollte denn auch nur ein kurzes Intermezzo bleiben. Schon nach nur einem Semester gab er das Studium auf und kehrte im Mai 1933 nach Buer zurück.

Keineswegs waren die in der Hauptstadt verbrachten Monate verlorene Zeit, auch wenn Denneborg das Ziel, sich wissenschaftlich mit dem Theater zu beschäftigen, nicht wirklich ernsthaft verfolgte. Immerhin hatte er in Berlin

Heinrich Maria Denneborg: Lesen, Erzählen und Kaspern. In: Bücherei und Bildung. Verein der Bibliothekare an öffentlichen Büchereien. Reutlingen 1964, S. 248-251: 248.

Vgl. Herbert Knorr: »Puppenspieler und Poet" – Heinrich Maria Denneborg. In: Ders.: Zwischen Poesie und Leben. Geschichte der Gelsenkirchener Literatur und ihrer Autoren von den Anfängen bis 1945. Essen 1995, S. 407-442: 422.
 Heinrich Maria Denneborg: Lesen, Erzählen und Kaspern. In:

weitere Bühnenpraxis mit Aufführungen in Schulen gesammelt und als ›Radio-Kasper‹ Kontakte zum Rundfunk geknüpft. Zurück in Buer, wagte er nun den Schritt als freischaffender Puppenspieler in die Kunst, unternahm Gastspielreisen, bemühte sich darum, seine Stellung beim Rundfunk zu festigen, schrieb und publizierte (Die hölzernen Männer. Roman für fröhliche Leute von 9 bis 90 Jahren, 1933; Rumpelstilzchen, 1933). Nur zwei Jahre nach seiner Rückkehr findet er Aufnahme in die Künstlersiedlung Halfmannshof in Gelsenkirchen, wo er bis zu seinem Tod am 1. November 1987 in Neggio bei Lugano ein lebens-

langes Wohnrecht genoss.

Auch wenn Denneborg sich stets als unpolitischer Nur-Künstler (»Puppenspieler und Poet«) hat verstanden wissen wollen, war sein allmählicher Aufstieg zum anerkannten Künstler nicht möglich ohne Kompromisse und Anpassungsleistungen an das Regime. Bereits 1933, in einer Situation noch relativer Richtungsoffenheit der NS-Kulturpolitik also, trat Denneborg in den rassistischen NS-Kulturbund (KfdK = Kampfbund für deutsche Kultur, ab 1934: Nationalsozialistische Kulturgemeinde, sie wurde 1937 Teil der Freizeitorganisation »Kraft durch Freude«) und das NS-Fliegerkorps (NSFK) ein; im Mai 1937 wurde er dann als Parteianwärter der NSDAP geführt. Damit zollte er den neuen Machtverhältnissen im Deutschen Reich Rechnung, hatte doch die sogenannte Machtergreifung der Nationalsozialisten am 30. Januar 1933 tief auch in das kulturelle Leben in Deutschland eingegriffen. Innerhalb weniger Wochen waren die kulturellen Einrichtungen gleichgeschaltet, Akademien und Schriftstellerverbände gesäubert, Berufsverbote ausgesprochen worden. Das Puppenspiel war unter diesen Bedingungen durchaus kein unschuldiges Genre, kein gegenüber politischer Indienstnahme und Vereinnahmung immunes Kinder-Spiek, sondern hatte sich wie alle Künste der völkischen Ideologie zu beugen und stand im Dienst der sogenannten Volkserziehung. Denneborg lässt es in dem eingangs zitierten Aufsatz so auch nicht an einer zustimmenden Bezugnahme auf die nationalsozialistische Kulturpolitik fehlen: »Die Nationalsozialistische Kulturgemeinde betrachtet die Pflege des Puppenspiels als eine ihrer Aufgaben, und man soll auch nie vergessen, welch kluge Gedanken ein so deutscher Dichter wie Heinrich von Kleist über die Bedeutung des Marionettentheaters geschrieben hat.«⁶

Deutlicher noch zeigen die Illustrationen in Denneborgs Buch vom Kasperl (1940), seine einzige Veröffentlichung während des Kriegs, diese Instrumentalisierung, wie bereits Holger Germann eingehend dargelegt hat. Wenig schmeichelhaft fällt sein Urteil über Denneborgs Rolle im »Dritten Reich« insgesamt aus. Als medial präsenter Puppenspieler habe er Kinder »im nationalsozialistischen Sinne« indoktriniert und im Krieg das Puppenspiel politisch-erziehende eingesetzt, »um auch Kinder mit kriegswichtigen Problemen vertraut zu machen.«8 Herbert Knorr hat demgegenüber entlastend ins Feld geführt, möglicherweise seien Denneborg »infolge seiner damaligen materiellen Situation die Konsequenzen seiner problematischen Entscheidung für die Anpassung ans System nicht in aller Klarheit einsichtig gewesen. Sein prinzipiell indifferentes politisches Verhalten und seine künstlerische Existenzweise könnten ihm gemeinsam den Blick auf die Verhältnisse versperrt haben, zumal ihm die Alternative seiner Entscheidung – das > Wogegen < – zunächst nicht in aller Klarheit präsent war«. 9 Im Übrigen

Heinrich [Maria] Denneborg: Vom Spiel der hölzernen Männer (Anm. 1), S. 153.

Ebd., S. 74.

Holger Germann: Geht Kunst nach Brot? Die Gelsenkirchener Künstlersiedlung Halfmannshof und deren Wirken in der Zeit des Nationalsozialismus. Essen 2011, S. 72-75.

⁹ Vgl. Herbert Knorr: »Puppenspieler und Poet" (Anm. 4), S. 437.

seien seine Puppenspiele und Geschichten in ihrem Humanismus »ideologisch völlig unverdächtig« ¹⁰ gewesen.

Wie man es auch drehen und wenden mag: Der Künstler Denneborg profitierte bei seinem Aufstieg von der Förderung durch die nationalsozialistische Kulturpolitik. So erhielt er nach langem vergeblichem Bemühen am 1.1.1935 eine Anstellung bei der Stadtbibliothek in Gelsenkirchen, die er bis zum 31.3.1939 wahrnahm, und auch die Aufnahme in die 1931 auf dem Gelände eines ehemaligen landwirtschaftlichen Betriebs im Gelsenkirchener Stadtteil Ückendorf gegründete Künstlersiedlung Halfmannshof¹¹ war abgesehen davon, dass sie Künstlern und Kunsthandwerkern verschiedener Fachrichtungen ein gemeinsames Wohnen und Arbeiten ohne Konkurrenzdruck ermöglichen sollte, mit sozialen Vergünstigungen verbunden. Im Krieg wiederum blieb Denneborg als Berichterstatter mit niedrigem Dienstrang (zuletzt Unteroffizier) in einer Propagandakompanie und als Truppenbetreuer und Mitarbeiter verschiedener Soldatensender in den besetzten Gebieten von unmittelbaren Kampfeinsätzen verschont.

II.

Die für Denneborg künstlerisch produktivste Zeit begann nach dem Krieg. Im August 1945 aus amerikanischer Kriegsgefangenschaft entlassen, konnte er bereits im Oktober 1945 wieder erstmals öffentlich Puppenspiele aufführen, was ohne die Erlaubnis der Siegermächte nicht möglich gewesen wäre. Gastspiele und Tourneereisen führten ihn bald über Deutschland und die Schweiz hinaus bis nach Südamerika, Asien, Skandinavien, Australien und

¹⁰ Ebd.

Zur Geschichte der Künstlersiedlung in der NS-Zeit vgl. ausführlich Holger Germann: Geht Kunst nach Brot? (Anm. 7).

Neuseeland. Nach 1945 folgten vor allem auch zahlreiche Veröffentlichungen für Kinder und Erwachsene, zu deren Erfolg in nicht unerheblichem Maße die Illustrationen von Zeichnern und Malern wie Helmar Becker-Berke, Berti Weber, Wilhelm M. Busch, Alex Billeter und Horst Lemke beitrugen¹²: Kasperlespiele, Erzählungen, Märchen, Romane, Kinder- und Bilderbücher, aber auch Lyrik, Hör- und Fernsehspiele sowie Sachbücher zum Puppenspiel und Puppenspielbau, darunter die Kleine Kasperli-Fibel für Kindergarten und Schule, Haus und Heim. Mit Bau- und Spielanleitungen und einem Kasperli-Spiel (1952), die Puppenspiele Dr. Fausts Leben und Höllenfahrt (1956), Das Spiel vom armen und reichen Mann (1959), Der gestiefelte Kater (1960) und Das tapfere Schneiderlein (1961) sowie die Erzählungen Daniel, der kleine Uhrmacher (1953), Das Eselchen Grisella (1955) und Jan und das Wildpferd (1957). Mit seinen in zwanzig Sprachen übersetzten, verfilmten, als Hörspiele produzierten und auf Schallplatten gepressten, Geschichten und Erzählungen ragt Denneborg aus der breiten Masse der Kinder- und Jugendliteratur der Nachkriegszeit heraus, gerade weil er sich darin durchaus auch unbequemer Themen annahm. Nun verläuft die Geschichte der Kinder- und Jugendbuchliteratur sicher nicht deckungsgleich mit der allgemeinen Literaturgeschichte. In einem aber unterscheidet die Kinder- und Jugendbuchliteratur sich nach 1945 nicht von der Literatur für Erwachsene: im Grad der Verdrängung. Das Konstrukt der Diskontinuität (Stunde Null) verlieh dem Gründungsmythos der jungen Bundesrepublik Konturen und verdeckte Kontinuitäten auf allen Ebenen, nicht zuletzt auch solche zu Rückzugspositionen verklärenden Traditionen des>reinen Dichtens, die sich in den fünfziger Jahren - die Literatur der

Hans Eich: Ein Puppenspieler schreibt Jugendbücher. In: Jugendliteratur. Monatshefte für Jugendschrifttum, 6/1959, S. 284-286: 286.

»Gruppe 47« einmal beiseite – großer Popularität erfreuten. Dass das gerade auch für die Kinder- und Jugendliteratur galt, hat Wolfgang Promies herausgearbeitet. Wenig, so Promies, spreche hier für die Annahme einer Zäsur. Vielmehr habe man

den Eindruck, die Kinder- und Jugendliteratur habe lediglich abgetan, was eindeutig nationalsozialistisch war. Eine Definition davon, wie eine Literatur beschaffen sein müßte, die die deutsche Nachkriegsjugend, aufwachsend in Trümmern – familiären so gut wie ideologischen – zur Anschauung einer heilen demokratischen Welt brächte, unterblieb. [...] Spätestens 1948 präsentiert sich bereits wieder das bürgerlich intakte Bilder-, Kinder- und Jugendbuch. Das wesentlich beharrende Moment der Kinder- und Jugendliteratur findet in den restaurativen Bestrebungen der Nachkriegszeit seine Bestätigung. Offensichtlich schrieben so und so viele Schriftsteller, die im Dritten Reich als parteiamtliche Funktionäre an literaturpolitisch entscheidender Stelle tätig oder auch nur linientreue Jugendbuchautoren oder beides zugleich waren, nach dem Kriege weiter, als wäre inzwischen gar nichts geschehen und die jeweilige politische Verfassung für den Schreibenden nicht von Belang, oder aber, als handle es sich um Namensvetternschaft und nicht um die gleiche Person.¹³

Dass Denneborg sich nicht wie andere Autoren von Kinder- und Jugendliteratur »in naive Kinderlyrik, in unangreifbare Geschichte und Mythologie oder unverbindliche Allegorien«¹⁴ zurückzog, sondern sich durchaus auch an-

Wolfgang Promies: Kinder- und Jugendliteratur. In: Literatur in der Bundesrepublik Deutschland bis 1967. Hg. von Ludwig Fischer (= Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. 10). München, Wien 1986, S. 525-545: 526f.

¹⁴ Ebd., S. 527.

sonsten bis in die 1960er Jahre häufig mit Schweigen übergangener Themen der Zeitgeschichte annahm, lässt sich unmittelbar ablesen an der 1958 mit dem Deutschen Jugendbuchpreis ausgezeichneten Erzählung Jan und das Wildpferd (1957). Sie begründet neben der Erzählung Daniel, der kleine Uhrmacher, in dem Denneborg die Geschichte eines aus ärmsten Verhältnissen zu Reichtum und Ruhm aufsteigenden Uhrmacherjungen erzählt, und der den Gegensatz zwischen innerem und äußeren Reichtum herausarbeitenden Tiergeschichte Das Eselchen Grisella (1955) den Ruf Denneborgs, einer der bedeutendsten Kinder- und Jugendbuch-Autoren der Nachkriegszeit zu sein. Thema von Jan und das Wildpferd ist der »Widerstand zugunsten des Lebens«15. Träger dieser humanen Botschaft im Buch ist der Knecht Natz, der den fünfjährigen Bauernsohn Jan lehrt, dass jedes Leben gleich wertvoll ist. Jans ganze Liebe gehört den Wildpferden im Merfelder Bruch, die Eigentum des Herzogs von Croy sind; einmal im Jahr werden einige der Jungtiere bei einem großen Volksfest versteigert. Besonders angetan hat es dem kleinen Jungen das Fohlen Balthasar, das, weil es lahmt, ausgesondert und vom Pferdemetzger geschlachtet werden soll. Davor wird es von dem von Jans Eltern beschäftigten Knecht Natz bewahrt. Er stiehlt heimlich das Jungtier, was nicht verborgen bleibt und ihm eine Anzeige wegen Diebstahls einträgt. Natz wird vor Gericht gestellt, kann dort aber erreichen, dass er das Pferd dem Metzger abkaufen darf. So kommt Jan zu seinem Pferd durch einen einfachen, der Natur und den Tieren verbundenen Menschen, der dem Kind gegenüber freilich seine Tat verschweigt und die Ehre dafür an seinen fiktiven Freund Knipperdolling abtritt: »Habe ich dir nicht erzählt, daß Knipperdolling kein Unrecht in der Welt leiden kann? Er hatte von mir erfahren, daß man

Gundel Mattenklott: Zauberkreide. Kinderliteratur seit 1945. Stuttgart 1989, S. 140.

Balthasar auslöschen wollte. Da hättest Du Knipperdolling aber sehen sollen! Du kennst ihn ja in seinem Zorn. [...] Er hat mit der Faust auf den Tisch geschlagen und gesagt: ›Wo kommen wir denn hin, wenn wir alle Schwachen einfach auslöschen wollen.‹«¹⁶

Aus der Begegnung von Mensch und Natur entwickelt Denneborg so in dieser Geschichte die einfache Moral der (Mit-)Menschlichkeit, die das vermeintliche Naturgesetz der Grausamkeit und der Auslese überwindet. Natz, der juristisch ein Unrecht begeht, da er fremdes Eigentum entwendet, wird in der Erzählung zum Träger einer ethischen Perspektive, weil er ein Gewissen hat ->Gewissen« hier verstanden als das in jedem Menschen angelegte moralische Unterscheidungsvermögen zwischen Gut und Böse sowie das Vermögen, das für Gut erkannte auch zu tun. An dieser Figur verdeutlicht Denneborg, dass ein Gewissen haben, ein situationsbezogen richtiges Handeln im Sinne des Eintretens für die anderen ermöglicht, was wiederum Grundlage einer jeden menschlichen Gesellschaft ist. Natz kann für diese ethische Perspektive einstehen, gerade weil er Anordnungen nicht blind und bedingungslos folgt. Die Lehre, dass Leben beschützenswert ist, »jederzeit, auch gegen die Gesetze, wenn das Gewissen es gebietet«17, das ist es, was Natz seinem Schützling mit auf seinen Lebensweg gibt. Das ist zwölf Jahre nach dem Ende der nationalsozialistischen Barbarei mit ihrem Rassenwahn durchaus noch nicht selbstverständlich, wie Gundel Mattenklott zu Recht hervorgehoben hat. »Als das Buch 1957 erschien, waren es gerade 12 Jahre her, seit der Zeit, in der mit Millionen anderer Menschen in Deutschland auch das in der natio-

Heinrich Maria Denneborg: Jan und das Wildpferd. Mit Bildern von Horst Lemke. Berlin 1957, S. 124.

Herbert Ossowski: Heinrich Maria Denneborg. In: Kinder- und Jugendliteratur. Ein Lexikon. Autoren – Illustrationen – Verlage – Begriffe. Hg. von Kurt Franz, Günter Lange und Franz-Josef Payrhuber. 37. Ergänzungslieferung, Februar 1998, S. 1-9: 5f.

nalsozialistischen Terminologie unwerte Leben ausgelöscht wurde, nämlich Geisteskranke und behinderte Kinder. Das Gesetz der Wildbahn, mit dem in Jan und das Wildpferd die Etablierten: Förster, Inspektor, Wildhüter, auf ihrer Seite auch Jans Vater, argumentieren, sollte im Dritten Reich auch für die Menschen gelten: Natürliche Auslese. Das Schwache merzt sich von selbst aus. Nur der Starke bricht sich Bahn. Allerdings mußte man der Natur ziemlich nachhelfen mit KZ's und Gaskammern. Mit dem Plädoyer für das Lebensrecht der Schwachen, gegen das Gesetz der Wildbahn, das Natz schlicht Grausamkeit nennt, mit seinem Eintreten für eine menschliche Welt gegen Glorifizierung von Natur wie sie hier verstanden wird, ist Denneborgs Erzählung ein zu seiner Zeit ungewöhnliches, ein politisches Buch. «18

III.

Theodor Rutt hat in einem Grußwort zum siebzigsten Geburtstag Denneborgs den flämischen Erzähler und Maler Felix Timmermanns (1886-1947), der in Deutschland und in der Schweiz eine große Lesergemeinde hatte, als ein mögliches Vorbild genannt, an dem sich wiederum der Erzähler Heinrich Maria Denneborg geschult habe. ¹⁹ Anlässlich der Veröffentlichung der Prosasammlung *Timmermanns erzählt* im Leipziger Insel Verlag hatte Hermann Hesse 1935 geschrieben: »Die Timmermanns-Gemeinde in Deutschland ist groß, zum Teil aus dem hinlänglichen und schönen Grunde, daß dieser freundliche Dichter, ein nördlicher und robusterer Bruder von Francis Jammes, wirklich ein Erzähler von großen Gaben ist; zum Teil wohl auch aus

⁸ Gundel Mattenklott: Zauberkreide (Anm. 15), S. 139.

Theodor Rutt: Grußwort an Heinrich Maria Denneborg zum siebzigsten Geburtstag. Faltblatt 1979, 6 S., S. 3.

dem anderen Grunde, daß nämlich das Lesen dieser liebenswürdigen Dichtungen uns von den Wirklichkeiten, Problemen und Schrecken unserer Zeit wegführt und uns hilft, vor ihnen die Augen zu schließen.«²⁰ Ğenau das aber ist es nicht, was Denneborgs Geschichten und Erzählungen ausmachen, die vom Gestischen, vom Anschaulich-Sinnlichen leben, vom wohlgesetzten Augen-Blick: Sie lenken den Blick nicht weg von der Realität, lassen sich vielmehr genau auf diese ein. Das wiederum ist Voraussetzung für den Erfolg des psychologischen Kinderbuchs, zu dessen Mitbegründern in den ausgehenden 1950er Jahren Denneborg gezählt wird: »Phantasie wurde nicht mehr als schriftstellerische Möglichkeit angesehen, Überwirkliches zu entwerfen, sondern als ein Mittel – bei realistischer Schreibhaltung - die kindliche Seele mit ihren Ängsten, Wünschen und Bedürfnissen auszuleuchten. Phantastisches zielte nicht nach Draußen, es wurde Reflex des Innenlebens der Protagonisten.«21

Früh bereits mit ersten Preisen (Story-Preis des Ullstein-Verlages, 1929; Niederrheinischer Erzählerpreis, 1934) ausgezeichnet, hat Denneborg in den 1950er und 1960er Jahren sowohl national wie international Beachtung gefunden. Nach dem Deutschen Jugendbuchpreis (1958) erhielt er 1966 auch den Japanischen Jugendbuchpreis Sankei-Jido-Shuppan-Bunkasho (1966), 1960 und 1969 gleich zweimal das Diploma of Merit des Internationalen Hans-Christian-Andersen-Preises, 1969 und 1971 jeweils den

Hermann Hesse: Bemerkungen zu neuen Büchern, in: Die Neue Rundschau, Berlin vom Juni 1935. In: Ders.: Sämtliche Werke. Hg. von Volker Michels. 20 Bde. und ein Registerband. Bd. 20: Die Welt im Buch V. Rezensionen und Aufsätze aus den Jahren 1935-1962. Nachlese und Titelverzeichnis der Sämtlichen Werke. In Zusammenarbeit mit Heiner Hesse und Marco Schickling hg. von Volker Michels. Frankfurt/M. 2005, S. 72.

Rüdiger Steinlein: Neubeginn, Restauration, antiautoritäre Wende. In: Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur. Hg. von Reiner Wild. Stuttgart 22002, S. 312-342: 316.

Christopherus-Preis; Denneborg war seit 1969 Ehrenmitglied der UNIMA (Union Internationale de la Marionnette) und seit 1977 der IJB (Internationale Jugendbibliothek). Anerkannt wurde damit zu einem Gutteil gerade die universelle Bedeutung von Denneborgs Geschichten, die einerseits zwar zeitabhängig waren in der Modellierung von gesellschaftlichen Konflikten und sozialen Widersprüchen, andererseits aber der überzeitlichen Geltung von Werten wie Humanität, Selbstbescheidung und Verantwortlichkeit im Umgang mit der Natur Ausdruck verliehen.²² Und daran hat sich bis heute nichts geändert. So verweist Herbert Knorr zwar auf die Zeitabhängigkeit der Werke Denneborgs, wobei er deutlich unterschieden wissen will zwischen den Kasperliaden, die mit ihrer »oft vordergründige[n] Moral und Belehrung [...] heutiger pädagogischer und literarischer Kritik nicht« standhielten, und den »Geschichten des ›Kosmopoliten der Kinderbuchliteratur‹«, die seiner Ansicht nach »noch länger zum Kanon zu empfehlender Kinderliteratur gehören«.²³ Letztlich bedarf es solcher ›Rettungsversuche« von nur Teilen des Werks aber nicht, wie die vorliegende Textauswahl, die nur einen kleinen Ausschnitt aus dem Spektrum des vielschichtigen Werks von Heinrich Maria Denneborg dokumentiert, zeigen mag.

² Vgl. dazu die kritische Würdigung Herbert Ossowskis: Heinrich Maria Denneborg (Anm. 17), S. 4.

Herbert Knorr: Pole Poppenspäler der Nachkriegszeit. In: Literarische Porträts. 163 Autoren aus Nordrhein-Westfalen. Hg. von Peter K. Kirchhof. Düsseldorf 1991, S. 117.

Textnachweise

Wie der Kasper lebendig wird: Das Große Kasperle-Buch. Hg. von Heinrich Maria Denneborg. Mit einem Nachwort von Ludwig Krafft. Illustrationen von Rolf Rettich. München 1975, S. 108-109. - Kasperle und die Wunderblume oder Die alte Hexe Wackelzahn: Ravensburg 1963. - Das tapfere Schneiderlein: Ein Spiel in fünf Bildern für das Schultheater und für die Puppenbühne von H. M. Denneborg. Aarau 1961. – Doktor Fausts Leben und Höllenfahrt. Das Faust-Puppenspiel in der Bearbeitung von H. M. Denneborg. Aarau 1956. – Der gestiefelte Kater. Ein Spiel in fünf Bildern für das Schultheater und für die Puppenbühne von H. M. Denneborg. Aarau 1960. – Das Spiel vom armen und vom reichen Mann: Kassel, Basel 1959. – Der Ein-Zwei: Menschengeschichten. Drittes Jahrbuch der Kinderliteratur. Texte, Lebensbilder, Erzählungen, Gedichte, Beispiele, Märchen, Comics, Rätsel, Bilder, Fotos. Hg. von Hans-Joachim Gelberg. Weinheim, Basel 1975, S. 211. - Vorsicht beim Fratzenschneiden: Am Montag fängt die Woche an. Zweites Jahrbuch der Kinderliteratur. Geschichten, Bilder, Texte, Szenen, Comics, Rätsel, Spiele, Nachrichten, Gedichte. Hg. von Hans-Joachim Gelberg. Weinheim, Basel ²1974, S. 164. – *Bonnie und Olli:* Schulgeschichten unserer Zeit. Neue Erzählungen bekannter Schriftsteller. Hg. von Barbara Bartos-Höppner. Würzburg ²1979, S. 110-116. – Der kleine Herr Groß und der große Herr Klein: Ebd., S. 59-60. – Tabak und Pflaumenkuchen: Tabak und Pflaumenkuchen. 25 bekannte Autoren garantieren Schmökerspaß beim Lesen und Vorlesen. Hg. von Horst Schaller. Bilder von Rolf Rettich. Düsseldorf 1973, S. 30-34. – Eine Million für ein Wildpferd: Bunt wie ein Pfau. Geschichten zum Vorlesen und zum Selberlesen. Hg. von Sybil Gräfin Schönfeldt. Bilder von Ingrid Schneider. Berlin 1975, S. 110-114. - Geschichten von Jussuf: Heinrich Maria Denneborg: Denneborgs Geschichtenbuch. Mit vielen

Zeichnungen von Horst Lemke. Ravensburg 1969, S. 7-29. – Geschichten vom Eselchen Grisella: Ebd., S. 30-43. – Geschichten von Jan und seinem Wildpferd Balthasar: Ebd., S. 50-87.